Die jüngsten
Kinder meiner Laune

von

A. v. Kotzebue.

Fünftes Bändchen.

Leipzig 1797.

Bayerische Staatsbibliothek München
P. o. germ. 3150

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem biedern Greise,

seinem theuren Oheim,

Herrn Hauptmann von Kotzebue,

als Denkmal kindlicher Liebe und Ehrfurcht

gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorbericht.

Der fünfte Band meiner Launen war bestimmt, eine Fortsetzung des kleinen Romans: geprüfte Liebe, und eine Andere des langen Hans zu liefern; aber leider wurde ich seit mehreren Monaten mit dem Verluste eines geliebten Kindes bedroht, und dadurch völlig außer Stand gesetzt, irgend eine Kopfarbeit zu unternehmen. Um aber doch den litterarischen Markt nicht ganz zu versäumen, gab ich, was eben fertig, aber eigentlich später und vollständiger zu erscheinen bestimmt war. Das Publicum wird mir daher verzeihen, wenn ich ihm jene Fortsetzungen noch schuldig bleibe, eine Schuld, die ich im sechsten Bande gewiß abzutragen hoffe.

Den langen Hans wollte ich aus verschiedenen Ursachen ganz in Vergessenheit begraben, aber ich habe von mehreren Leuten, denen ich Geschmack und Einsicht zutraue, so manche Auffoderung erhalten, seine tragi-komische Geschichte zu vollenden, daß ich mein Verdammungsurtheil endlich wiederrufen habe.

Friedenthal, im Januar 1796.

Der Verfasser.

Die Flucht.

Wer Trenks Roman mit Beyfall, und La Tüdens Leiden mit Schaudern gelesen hat, der wird Pignata's Flucht nicht minder interessant finden. Es bleibt immer das anziehendste Schauspiel für den Menschen, einen Unterdrückten gegen überlegene Gewalt kämpfen zu sehn. Selbst den Verbrecher, wenn er mehr als gewöhnliche körperliche oder Geisteskräfte aufbiethet, sich der Strafe zu entziehen, begleiten unsere geheimen Wünsche; wir zittern für ihn; unsere Theilnahme wächst nach Maaßgabe seiner Anstrengung; wir verdammen ihn, und freuen uns doch ihn gerettet zu sehn. Dank der gütigen Natur für diesen Instinct, der uns antreibt, immer die Parthie des Schwächeren gegen den Stärkeren zu nehmen.

Wie viel mehr aber gewinnt unser Interesse noch an Lebhaftigkeit, wenn ein Unschuldiger gegen verbrecherische Gewalt, ein vernünftiger Mann gegen

Pfaffenwuth kämpft. Das ist hier der Fall. Joseph Pignata, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen lebte, gerieth in die Klauen des Ungeheuers Fanatismus, und die Art, wie Verstand, Geschicklichkeit, Muth, Glück und Zufall ihn aus jenen Tygerklauen befreyten, ist wohl werth, noch Einmal erzählt zu werden, obgleich seine Geschichte schon 1725 in französischer Sprache gedruckt, und gleich darauf, wie gewöhnlich, in's Deutsche übersetzt wurde. Indessen ist sie dort mit so vielen unnützen Weitläuftigkeiten durchwebt, daß ich keine undankbare Mühe zu übernehmen glaube, wenn ich ihr weites, altväterisches Gewand beschneide, und die großen Falten ausstäube.

Pignata, ein Mann von Kopf und Herzen, war Secretair verschiedener Cardinäle zu Rom, und als diese Einer nach dem Andern starben, nahm ihn der Prälat Gabrieli in sein Haus, dessen Zutrauen und Freundschaft er in einem hohen Grade gewann. Dieser Gabrieli war ein aufgeklärter Kopf, ein jovialischer Mann, der eine wohlbesetzte Tafel hielt, und es gern sah, wenn gescheite Leute mit ihm zu Tische saßen. Bekanntlich haben die guten Köpfe einen Instinctähnlichen Hang zu einander, sie finden sich, ohne sich zu suchen, sie wittern einander aus unter einem Haufen von Grützköpfen, und errathen sich wie die Freymaurer an Wort und Zeichen der gesunden Vernunft.

Was Wunder, daß das Haus des Prälaten Gabrieli bald ein Sammelplatz einer kleinen auserlesenen Gesellschaft wurde, und daß, wenn der Wein die Zungen lößte, man sich manche kleine Spötterenen über die allerkeuscheste Jungfrau, und über mehrere dergleichen Alfanzereyen erlaubte. Diese unbesonnenen Scherze wurden verrathen, und, wie gewöhnlich, mit hämischen Erfindungen verbrämt. Es hieß, Gabrieli sey ein Jude, oder ein Türke, und folglich ein Atheist; oder ein Saducäer, der die Unsterblichkeit der Seele leugne, weil er sie nicht begreifen könne, und an der Auferstehung zweifle, weil er noch niemals einen Todten habe aufstehen sehn. Es hieß, bey seinen Gastmählern bewirthe man den Teufel mit Menschenblut, Hostien und Reliquien; man trinke spottweise auf die Gesundheit unsers Heilandes; man habe Kindern den Leib aufgeschnitten, und Jungfrauen am Altare geschändet; kurz, alles was blinder Pfaffeneyfer und abergläubische Andächteley nur hämisches und gehässiges erfinden konnten, das wurde dem armen Prälaten und seiner lustigen Gesellschaft aufgebürdet.

Natürlich zog sich ein fürchterliches Ungewitter über den Häuptern dieser arglosen Menschen zusammen. Die Mayländische Inquisition ließ sie sämmtlich ins Gefängniß schleppen, wo die Meisten unter den Qualen der Tortur starben. Der einzige Gabrieli, das Haupt der angeblichen Ketzer, wurde

gelinder behandelt, weil der Kardinal Altieri sein Vetter war. O ihr Pfaffen!

Doch ich wende mich zu den Schicksalen des unglücklichen, in diese Händel verflochtenen Pignata. Unter der Larve der Freundschaft trat eines Morgens, im Jahr 1689, ein gewisser Broggi in sein Zimmer, und lud ihn zu einem Spaziergange ein. Pignata folgte, ohne etwas Böses zu argwohnen. Zwar fiel es ihm auf, daß, als er Lust hatte einen Weg zu nehmen, der an der Kirche des heil. Philipp von Neri vorbey führte, sein Geleitsmann mit sichtbarer Unruhe und Aengstlichkeit darauf bestand, die Feigenstraße hinab zu gehn, aber er dachte doch weiter nichts Arges dabey. Kaum war er in die Straße der heil. Agnes gelangt, als er hinter sich herlaufen hörte. Er drehte sich um, und in diesem Augenblicke warf man ihm, der löblichen Gewohnheit gemäß, einen schwarzen Mantel über den Kopf, und schleppte ihn in das nächste Haus. Hier empfieng ihn der Oberprofoß mit vierzig Häschern, setzte ihn verhüllt in einen Wagen, und brachte ihn zuerst nach seiner, des Profosen, Wohnung.

„Wer sind Sie?“ fragte er den betäubten Unglücklichen.

Mit bitterm Lächeln versetzte Pignata: „Als ich „noch Secretair des Cardinals Basadonna war, „hatte ich das Vergnügen, Ihnen zu Ihrem jetzi-

„gen Amte zu verhelfen. Sollten Sie meine Züge „so bald vergessen haben?“

Diese Erinnerung bewirkte nichts zu seinem Vortheile. Armer Pignata! wie konntest du auch Dankbarkeit von einem Oberprofosen der heil. Inquisition erwarten? — Nach einer halben Stunde führte man ihn in die Gefängnisse dieses menschenfreundlichen Gerichts, wo man damit anfieng, seine Taschen zu durchsuchen, und ihm sein Geld, und Alles, was er sonst bey sich hatte, wegzunehmen. — Doch halt! keine Verleumdung gegen die ehrwürdige Inquisition! zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß man ihm großmüthigerweise eine Schnupftabacksdose von Horn, ein Gebetbuch, die Stunden der heil. Jungfrau betitelt, und einen Rosenkranz ließ. Nachdem man ihn abermals um seinen Namen befragt, (als ob es erlaubt sey, Jemanden in Verhaft zu nehmen, ohne seinen Namen zu wissen,) öfnete sich ihm ein finsteres Thor, durch welches er in einen grossen Hof trat, der auf allen Seiten von kleinen Kammern umgeben war. Diesen Hof, und diese Kammern, nannte man das Geheime — ja wohl geheim! denn man hatte dort mit keinem menschlichen Wesen Gemeinschaft, und selbst geheime Seufzer drangen nur mühsam durch die dicken Mauern zum Throne des Allmächtigen empor.

In diesem fürchterlichen Augenblicke behielt Pignata so viel Geistesgegenwart, daß er sich, wäh-

rend er über den Hof gieng, die Lage des ganzen Gebäudes ins Gedächtniß prägte. Er erblickte die Kuppel der Peterskirche, und bemerkte, daß das für ihn bestimmte Gefängniß dieser Kuppel gegen Osten lag.

Jetzt stieg er hinab in seine Gruft, und hörte hinter sich die Riegel klirren. Er war gerade damals seit einiger Zeit heftig von Kolikschmerzen geplagt worden, hatte seine Zuflucht zu den Aerzten genommen, und einen Kräutertrank zu brauchen angefangen. Es wäre gegen die heilsamen Absichten der väterlich gesinnten Inquisition gewesen, ihn in seinem Kerker mit Arzeneyen zu versorgen: er fürchtete daher, — und wünschte auch wohl zuweilen — daß sein Uebel sich täglich vermehren, und ihn bald aus diesem Grabe der Lebendigen in die Todtengruft stürzen werde; aber sieh da! es gieng im vorigen Jahrhunderte gerade wie im jetzigen: so bald er keine Aerzte mehr brauchte, wurde er gesund, und nur die einzige, in solch' einem Kerker unheilbare Seelenkrankheit, die Langeweile, folterte ihn zuweilen. Um ihr zu entgehen, fiel er auf ein Mittel, welches nur die Verzweiflung ihm eingeben konnte. Da nämlich die Stunden der heil. Jungfrau, so wie sie da waren, ihm eine magere Unterhaltung gewährten, so gerieth er auf den Einfall, sie in Music zu setzen. Zwar kann man sich leicht vorstellen, daß er vergebens um die Erlaubniß bat, sein Klavier in das

Gefängniß bringen zu lassen; aber er trommelte mit den Fingern auf seinem kleinen hölzernen Tische herum, und hörte im Geist eben so gut jeden Ton, als ob er ihn aus einem Silbermannschen Instrumente hervorgelockt hätte.

Ich gedenke dabey meines modernden Freundes, Ernst Wilhelm Wolf, dem in seiner Jugend die Armuth nicht verstattete, ein Klavier zu kaufen, und der, wie Pignata, seine ersten Sonaten auf dem Tische componirte. Weder Armuth noch Gewalt vermögen das Genie einzukerkern. Ernst Wilhelm Wolf war mehr als Genie, er war der redlichste Biedermann, der unbestechbarste Freund der Wahrheit; in seinem Herzen war Wärme, und in seinem Kopfe Licht; ihm mangelte nichts, als die elende Kunst seinen Rücken zu beugen. Friede sey mit seiner Asche! — Soll ich den Leser um Vergebung bitten, daß ich im Vorbeygehn eine Blume auf sein Grab warf? —

Als Pignata mit den Stunden der heil. Jungfrau fertig war, fieng er an, selbst Lieder zu dichten. Er that es bey Nacht, weil auch der einzige Freund der Unglücklichen, der Schlaf, ihn floh. Am Tage componirte er seine Lieder, und sang sie mit heller Stimme. Schade, daß uns von diesen Kunstproducten nichts aufbewahrt worden. Es wäre der Mühe werth gewesen, zu hören, ob er, ohne ein Mozart zu seyn, ein albernes Gebetbuch erträglich machen konnte, wie jener eine alber-

ne Oper. Dem sey nun wie ihm wolle, so erreichte er doch dadurch seinen Zweck, die Langeweile aus ihrem Tempel zu verbannen; er dichtete, sang und trommelte acht Monate lang auf dem Tische.

Die Herren Inquisitoren verfuhren indessen mit der bedächtlichsten Langsamkeit, und der arme Pignata merkte bald, daß ein Menschenalter nicht zureichen würde, sein Schicksal zu entscheiden. Nun fieng er an, auf die Möglichkeit einer Flucht zu denken. Der bloße Gedanke daran war schon Kühnheit. Er besaß weder Messer noch Scheere, noch das kleinste eiserne Werkzeug, und es schien ihm nichts übrig zu bleiben, als die Hofnung auf die Erscheinung eines Engels, der ihm, wie einst dem Paulus, seinen Kerker aufschließen werde. Aber leider ist es schon lange her, daß die Engel sich ganz von der menschlichen Gesellschaft zurückgezogen haben, ob ich gleich nicht begreife, welche Gründe sie für ihre Ungeselligkeit anführen könnten? Denn wir sind heut zu Tage nicht um ein Haar besser oder schlechter als vormals, und ein paar schöne wandernde Engel würden bey uns noch immer der nämlichen Gefahr ausgesetzt seyn, der sie unter den Einwohnern von Sodom, wollüstigen Andenkens, mit genauer Noth entgiengen.

Eines Tages zog der Gefangenwärter von ungefähr eine aus Stroh geflochtene Dose aus der Tasche. Pignata besah sie neugierig, und der Kerkermeister erzählte ihm, daß sie das Werk eines Gefangenen

sey, der, weniger eingeschränkt als er, die Erlaubniß geniesse, Kästgen, Schachteln, Dosen, Scheerenfutterale, und dergleichen Dinge, aus Stroh zu verfertigen. Pignata hatte in seiner Jugend von einem Capuciner diese Arbeit als ein Spielwerk erlernt. Es ist keine Kunst so schlecht, daß sie dem Menschen nicht irgend einmal im Laufe seines Lebens einen Vortheil brächte. Wie ein Blitzstrahl fuhr es dem nach Freyheit dürstenden durch die Seele: „wie wenn auch ich von den Superioren „des heil. Gerichts diese Erlaubniß erbetteln könn„te? Dann würde man mir auch die kleinen, zu „dieser Arbeit nöthigen Werkzeuge zugestehn müs„sen, ich würde einen Schatz von Scheeren, Fe„dermessern, Nadeln, Garn, Leim und Pappe „sammeln; ein Schatz, der in meiner Lage mehr „werth ist, als die Kostbarkeiten des delphischen „Orakels oder der heil. Jungfrau von Loretto. „Freylich wird man Schwierigkeiten machen, aber „vielleicht erreiche ich meinen Zweck eher, wenn „es mir gelingt, etwas Neues in dieser armseli„gen Kunst zu erfinden.“

Von dem Augenblicke an war jede Kraft seines Geistes, jede Anstrengung seines Talents auf Stroharbeit gerichtet; er fand in seiner Tasche ein kleines Stück Reißbley eines Nagels groß, er riß ein Blatt Papier aus den Stunden der heil. Jungfrau, und die einzige Stecknadel aus seinem Halskragen. Mit Hilfe dieser drey Werkzeuge entwarf er Mu-

ster nach einem neuen Geschmack, und da er wohl wußte, daß ein auffallender Name dem Dinge mehr Ansehn verschaffen würde, so nannte er die Arbeit, die er zu liefern versprach, die Indianische.

Mit diesen Proben seiner Geschicklichkeit ausgerüstet, wagte er es nunmehr, seine Bitte dem Commissair vorzutragen, der jede Woche die Gefängnisse besuchte. Der Mönch blinzelte freundlich auf die Zeichnungen, zuckte die Achseln, wandte ein, daß eine solche Erlaubniß in den sogenannten geheimen Kammern höchst selten verstattet werde, versprach aber doch, seine Bitte der heil. Versammlung vorzutragen, und diese hohe Gnade wo möglich für ihn auszuwirken. Wenn er indessen Vergnügen am Zeichnen fände, so wolle man ihm Papier und Reißfeder nicht versagen.

Natürlich mußte auch schon das einem Menschen großen Trost gewähren, der aus Verzweiflung ein Gebetbuch in Music gesetzt hatte. Mit kindischer Freude übte er sich nun wieder in einer Kunst, die seit fünfzehn Jahren von ihm vernachläßigt worden war, und der Kerkermeister, der ihn viermal des Tages besuchte, fand seinen Tisch jederzeit mit kleinen niedlichen Bildern bedeckt, von welchen Pignata, um seine Gunst zu gewinnen, ihm zuweilen einige für seine Kinder schenkte.

Um diese Zeit begab es sich, daß ein neuer Gefangenwärter sein Amt antrat, der gern ein Gläsgen

über

über den Durst trank, und, wie alle Bachusbrüder, zugleich der Venus nicht abhold war. Der Mensch hatte eine Geliebte. Er hielt seinen Gefangenen, den er immer mit der Bleyfeder in der Hand antraf, für einen großen Mahler, und setzte es sich steif und fest in den Kopf, Pignata werde ihm das Conterfey seines Mädgens liefern können, ob er sie gleich nie gesehen habe. Es kommt ja nur auf eine deutliche Beschreibung an, dachte er, und in diesem Wahn marterte er sich täglich, um dem Künstler eine genaue Zeichnung in Worten, von allen Reizen seiner Donna darzustellen; täglich schilderte er ihr schwarzes Auge, ihre rothen Lippen, ihr Kastanienbraunes Haar; Pignata hörte aufmerksam zu, lächelte seiner Dummheit, und beschloß Vortheil daraus zu ziehen.

„Ich will Dir zu gefallen einen Versuch machen," sagte er, „aber verschaffe mir ein Feder„messer, um mein Reißbley zu spitzen."

Der Kerl stutzte bey diesem Ansinnen, und sprach viel von seiner Pflicht, die ihm eine solche Gefälligkeit auf das strengste verböte. Aber die Liebe siegte endlich über alle seine Bedenklichkeiten, und er brachte Pignata'n ein Federmesser, unter der Bedingung, es ihm am andern Morgen unfehlbar zurück zu geben.

Der Gefangene gieng nun rasch an die Arbeit, entwarf ein weibliches Brustbild in römischer Tracht, und setzte die Züge des Gesichts aus schwarzen

Augen und rothen Lippen zusammen. Der Kerkermeister gerieth in Entzücken, fiel dem Mahler um den Hals, und schwur, das Bild sehe seinem Mädgen so ähnlich, als ein Tropfen Wasser dem andern. Er rückte auch sogleich mit einem neuen Anliegen hervor: ihm nämlich einen Liebesbrief zu entwerfen; und so wurde der arme Pignata aus einem Secretair verschiedener Cardinäle, die sich im Range den Churfürsten gleich schätzen, der Mahler und Vertraute eines versoffenen Kerkermeisters. Doch er schmiegte sich gern in diese neue Rolle; denn ein Federmesser war der köstliche Preiß derselben, und so lange die Correspondenz dauerte, wurde es nicht zurückgefodert.

Eines Tages gieng der verliebte Gefangenwärter in ein Wirthshaus, trank ein wenig zu oft auf die Gesundheit seiner Donna, fieng in der Trunkenheit unnütze Händel an, und ward von der heil. Inquisition plötzlich aus dem Dienste gejagt. Jetzt erinnerte er sich des Federmessers, und weil ihm bange war, daß seine Gefälligkeit noch schlimme Folgen für ihn haben könne, so ersuchte er seinen Nachfolger im Amt, das gefährliche Instrument zurück zu fodern. Pignata aber verließ sich darauf, daß der Weggejagte sich schwerlich unterstehen werde, die Sache laut werden zu lassen, und leugnete frisch weg. „Dein Vorgänger," sprach er, „war fast immer besoffen, wer weiß, wo er das Federmesser gelassen hat." — So be-

mächtigte er sich ohne weitere Einwendung eines Schatzes, dem er einst seine Freiheit zu verdanken hoffte, und verbarg ihn mit ängstlicher Sorgfalt.

Noch mancher Monat verstrich, sein Proceß rückte nicht um ein Haar weiter, seine Lage wurde weder schlimmer noch besser. Zweymal des Jahrs, nämlich gegen Weyhnachten und Ostern, wurde die Heerde der Gefangenen in einen großen Saal zusammen getrieben, um sie zu überschauen; man nannte das eine Visitationsversammlung. Hier sah Pignata mit Wehmuth manche seiner vormaligen Gefährten wieder, die Kummer und Gram in holäugige Gerippe verwandelt hatte; da sie hingegen mit Erstaunen die Farbe der Gesundheit auf den Wangen des ehemals kränklichen Jünglings erblickten.

Vabst Alexander VIII. starb, Innocenz XII. wurde an seine Stelle erwählt, und da man gewöhnlich von einem neuen Regenten sich mehr Gutes verspricht, als von seinem Vorfahren, so hofften auch die armen Gefangenen bey dieser Gelegenheit auf ihre Erlösung. Aber vergebens! Einer der Inquisitoren, ein gewisser Bernini, war ein heimlicher Feind des Gabrielischen Hauses, seine hämischen Berichte verdarben alles, und nach zwei Jahren erfolgte ein strenges Urtheil. Zwar wurden die Ketzer vom Banne losgesprochen, und einige fromme Gauckeleyen von Fasten, Kasteyungen und dergleichen, hätten sich wohl noch ertragen lassen;

aber — ein ewiges Gefängniß! das war zu hart für Menschen, deren der älteste nicht mehr als 32 Jahre zählte. Ein schwacher Trost blieb ihnen freylich noch übrig. Die Versammlung hatte sich nämlich die Macht vorbehalten, wenn sie in Zukunft wahre Reue erblicken würde, die Strafe zu mildern; doch sollte die Gefangenschaft wenigstens fünfzehn bis zwanzig Jahre dauern. Was konnte ihnen dann die Freyheit nützen? wenn sie einst als Greise aus ihren Gräbern hervorgiengen, die eine Hälfte ihrer Freunde todt, und von der andern sich vergessen fanden? wenn sie am Bettelstabe herumschleichen mußten, die Jugendkräfte vertrocknet waren, und mit ihnen jede Hofnung, sich ein Stück Brod im Alter zu erwerben?

Pignata würde in Verzweiflung gerathen seyn, hätte nicht die Hofnung ihm mit leiser Stimme zugeflüstert: versuche zu entfliehen! — Ihm war zwar noch kein Beyspiel einer solchen gelungenen Flucht bekannt, jähe Felsen thürmten sich vor ihm auf, aber das Senfkorn seines Glaubens wurzelte im dürren Sande, Tag und Nacht sann er auf Mittel, das grosse Werk auszuführen.

Nach einem halben Jahre erhielt er endlich die so sehnlich gewünschte Erlaubniß, kleine Stroharbeiten zu verfertigen, und man gab ihm eine kleine Scheere zurück, die er am Tage seiner Gefangennehmung in der Tasche trug. Diese Scheere — noch im hohen Alter konnte er sie nie ohne Thrä-

nen vorzeigen, sie lag, wie ein Brillant in Baumwolle gewickelt, in einem kostbaren Futteral; noch im hohen Alter drückte er sie oft mit jugendlicher Innbrunst an seine Lippen, denn diese Scheere zerschnitt seine Bande.

Seine erste Arbeit war ein kleiner Schrank von Pappendeckel in Gestalt eines Krugs, den man oben und von der Seite öffnen konnte; beym Aufmachen wurde man durch einen kleinen Frauenzimmerputztisch überrascht, der einen Spiegel, Schreibzeug und dergleichen mehr enthielt. Das Ganze war mit Stroh ausgelegt, und durch kleine Bilder mit der Feder gezeichnet, hin und wieder verziert.

Dieser wohlgerathene Versuch machte ihn berühmt, und verschaffte ihm die unschätzbare Erlaubniß, sich Farben zu kaufen, um seine Bildergen zu illuminiren. Es mögte auf den ersten Anblick scheinen, als ob diese Farben ihm zu seiner Befreyung wohl keine wesentlichen Dienste geleistet haben würden; allein Pignata sah weiter zwischen seinen öden Mauern, als wir auf unserm Sofa; die Freyheit des Farbeneinkaufs gab ihm Gelegenheit, sich einen Vorrath von Bleyweiß anzuschaffen, und er wußte, daß ein Blatt Papier, mit Bleyweiß überstrichen, ein Loch in der Mauer ganz vortreflich verbirgt.

Dem gesprochenen Urtheil zufolge, erhielten die Gefangenen nunmehr die Absolution, und mit ihr die trostreiche Erlaubniß, an Feyertagen in die

Messe, und alle vierzehn Tage zur Beichte gehen zu dürfen. Hier gelang es Pignata'n, mit einem alten Schulfreunde, Namens Alfonsi, dann und wann ein Wort zu reden, ihm auch wohl heimlich ein Billet in die Hand zu stecken. Sie verabredeten auf diese Weise, den Commissair, so oft er die Gefängnisse besuchen würde, mit Bitten zu bestürmen, damit er ihnen den Trost zugestehen mögte, eine Kammer zu bewohnen, und ihre Leiden gemeinschaftlich zu tragen.

Gott weiß wie es zugieng, daß sich ein menschliches Herz in die Brust eines Inquisitors verirrte; der Commissair konnte ihren anhaltenden Bitten nicht widerstehen, und nach einigen Wochen hielt Pignata mit stummen Entzücken den Jugendfreund in seinen Armen. Ueberall, auf jedem Pfade des Lebens, selbst auf Rosenpfaden, wandelt sichs lieblicher an der Hand eines Freundes; wo aber vollends Dornen auf den Weg gestreut sind, o! da vermag nur ein Freund oder eine Geliebte die Stacheln abzustumpfen, und Oel auf die wunden Füße zu träufeln. Pignata und Alfonsi erquickten sich wechselseitig durch süsse Träume von einer baldigen Erlösung, und ihre Gespräche über diesen Gegenstand waren unerschöpflich.

Pignata arbeitete fleißig und mit Geschmack, Kleinigkeiten verschenkte er, um sich Gönner zu erwerben; größere Stücke verkaufte er, und sammelte sich einen Schatz von einigen Pistolen. Man

fieng schon an Bestellungen bey ihm zu machen. So trug ihm zum Beyspiel der Zahlmeister auf, eine Carta gloria, ein In principio und Lavabo für ihn zu verfertigen, um einen Altar damit auszuschmücken. Die Arbeit wurde für acht Pistolen bedungen, und der Käufer mußte Pergament, Gold und Farben dazu liefern. Pignata gab ihm ein Verzeichniß von diesen Farben, und setzte mit gutem Vorbedacht sehr viel mehr Bleyweiß darauf, als er wirklich nöthig hatte. In 25 Tagen war das kostbare Werk fertig, vor welchem vielleicht noch heute mancher Andächtler die Kniee beugt. Der Künstler gewann, außer dem gelößten Gelde, noch einen kleinen Vorrath von Pergament, Farben und andern dergleichen Dingen, die ihm bey seinem wichtigen Vorhaben wohl zu Statten kommen konnten.

Um diese Zeit verschaffte der Zufall den armen Gefangenen eine kurze Erleichterung. Der Zahn der Zeit hatte so lange schon an den dicken Mauern ihres Kerkers genagt, daß eine Reparatur nothwendig wurde, weil der Baumeister versicherte, daß die baufälligen Gewölbe den unglücklichen Bewohnern nächstens die Köpfe zerschmettern würden. Die Gefangenen wurden also sämmtlich auf eine andere Seite gebracht, wo sie freyer athmen, in einen Garten hinabschauen, auch zuweilen ein paar Worte durch das Fenster, Einer mit dem Andern reden konnten. Ueberdieß durften sie hier täglich

in die Messe gehn; auf dem Hin- und Herwege gelang es ihnen dann und wann, einen verstohlnen Spaziergang von einigen Minuten zu machen, einen grünen Zweig von den Bäumen zu reißen, oder einen Vogel in der Nähe zwitschern zu hören — o! das waren köstliche Augenblicke für Menschen, die schon so manches Jahr zwischen nackten Mauern eine feuchte Kellerluft hatten einsaugen müssen! Der Strahl von Freyheit, dessen sie genossen, machte sie fast lässig in ihren bisherigen Anstrengungen, so wie ein Hüttenbewohner weniger eilt, sein morsches Dach vor Sturm und Regen zu verwahren, wenn ein blauer Strich am Himmel ihn bald heiteres Wetter hoffen läßt. „Wer weiß," dachte Pignata, „ob nicht nach vier „oder fünf Jahren der Buße, Schicksal und Men„schen sich wieder mit mir aussöhnen, und mir, „auch ohne gewaltsame Mittel, meine Freyheit „wieder schenken."

Solche Gedanken brachten ihn einst auf den Einfall, sich eine heilige, und folglich mächtige Fürsprache zu verschaffen. Er verfertigte zu diesem Ende ein künstliches Altarstück, wobey ihm ein Kupferstich von Vasari zum Muster diente. Es stellte gerade das vor, worüber er ehemals in dem Hause des Prälaten Gabrieli so oft gespottet haben sollte — vielleicht auch wirklich gespottet hatte — nämlich: die allerheiligste Empfängniß der Jungfrau Maria. Diese allerkeuscheste Handlung war,

Gott weiß wie? *) in den Wolken vorgestellt, Engel umgaben die Scene, unten prangte der Baum des Lebens, um dessen Stamm sich die Schlange krümmte; Eva, Adam, und alle Erzväter des alten Bundes, standen als gefesselte Sklaven um den Baum her, und die empfangende Jungfrau zertrat der Schlange den Kopf. Es war ein Meisterstück einer ausschweifenden Einbildungskraft. Der arme Pignata arbeitete anderthalb Jahre daran, und als es endlich fertig war, sandte er es, als

*) Ich erinnere mich hiebey einer Lächerlichkeit, die mir unvergeßlich seyn wird. Ich war im Jahr 1791 zu Oppenheim, und besah daselbst eine Kirche, deren eine Hälfte im vorigen Jahrhundert von den Franzosen verwüstet worden war. Die Mauern standen noch, aber ohne Dach. Hier erblickt man, über einer Thür, die Empfängniß der Jungfrau Maria in Stein gehauen, und zwar auf folgende erbauliche Weise: Unser Herr Gott, wie gewöhnlich ein alter Mann, sitzt mit ausgespreizten Händen, und bläst ganz gewaltig; der Windstrahl, der ihm aus dem Munde geht, gleicht einem Besen. In diesem Windstrahl sieht man einen kleinen Christus, mit einem kleinen Kreuz auf dem Rücken, in fliegender Stellung, vor ihm her flattert der heilige Geist in der beliebten Taubengestalt; und so trägt dieser Besen die Taube, und den kleinen Jungen mit dem Kreuze, gerade in — das Ohr der Jungfrau Maria, die dasselbe andächtig hinreckt, und auf diese Art geschwängert wird. Welche ungeheure Albernheit! eine unbefleckte Empfängniß durch die Ohren!

ein Gelübde, in ein der heil. Empfängniß geweyhtes Nonnenkloster. Die Nonnen bedankten sich höflich, und versprachen, seiner in ihrem Gebete zu gedenken. Das war alles, was er durch einen kostbaren Aufwand von Zeit und Geld gewonnen hatte.

Schon über fünf Monate hielten sich die Gefangenen in jenen freundlicheren Wohnungen auf; es war indessen um Weyhnachten eine neue Visitationsversammlung gewesen, man wußte, daß die alten Marterkammern ausgebessert seyn, und dennoch schien man zu vergessen, daß man die Eingekerkerten nur ad interim menschlicher behandelt habe; ja einer unter ihnen erhielt sogar damals die Erlaubniß, im ganzen Pallast des heil. Gerichts frey herum zu gehn. Alles das schienen Gründe, eine baldige gänzliche Erlösung zu hoffen, und wenn Pignata noch immer fortfuhr, Materialien zu sammeln, um sich gelegentlich selbst in Freyheit zu setzen, so geschah das mehr aus Gewohnheit. Diese Sammlung erhielt einen neuen, für ihn kostbaren Zuwachs. Einer der Gefangenen nämlich hoffte sich auch etwas zu verdienen, wenn er Tabacksdosen von sogenannten papier maché machte, er wünschte seinen Dosen die damals zu Rom beliebte Form der Muscheln zu geben, welche die Jacobitenpilgrimme zu tragen pflegten, und bat seinen Unglücksgefährten Pignata, ihm eine solche Muschel in Kreide auszuhölen, um als-

dann eine Gipsform darein zu gießen. Pignata war sogleich willig, eine überflüßige Quantität Kreide wurde angeschaft, und den größten Theil derselben behielt der Künstler für seine Mühe.

Einst, an einem Donnerstage, hörte man plötzlich, bey kaum anbrechender Morgenröthe, die Gartenthür öfnen. Gefangene sind natürlich immer neugierig, jede Kleinigkeit, die sie ihr Elend auf einige Augenblicke vergessen macht, ist ihnen interessant; da sie also zu so ungewöhnlicher Stunde die Riegel klirren hörten, stürzten sie sämmtlich an die Fenster. Der Kerkermeister trabte mit ernsten Blicken durch den Garten, und verfügte sich geradesweges in die Kammer eines gewissen Moliers, den er, halb angekleidet, im Schlafrocke davon führte.

Keiner der übrigen wich vom Fenster; jeder war begierig zu sehen, ob Moliers zurückkommen werde, und was dieser ungewöhnliche Vorfall zu bedeuten habe. Jeder äußerte seine Muthmaßungen darüber, und sie disputirten noch, als der Kerkermeister abermals erschien, und diesesmal bey Pignata einkehrte. „Folgen Sie mir, wie Sie gehn und stehn!" redete er ihn hart an, und Pignata mußte, wie vorher Moliers, im Schlafrock mit fortwandern, und wurde in diesem Negligee vor den Generalcommissair gebracht.

„Es thut mir leid," sagte dieser mit wahrer oder erheuchelter Güte, „ihnen eine unangenehme „Nachricht geben zu müssen. Se. Päbstliche Hei-

„ligkeit haben, ich weiß nicht durch wen, erfah-
„ren, daß die Reparatur der geheimen Kammern
„vollendet ist, und befohlen, jeden Gefangenen
„sogleich wieder an seinen alten Ort zu bringen.
„Ertragen Sie diese neue Widerwärtigkeit mit Ge-
„duld," und — setzte er mit leiserer Stimme hin-
zu — „Gott verzeihe dem, der Schuld daran
ist!" —

Vignata faßte sich so gut er konnte, und bat nur allein um die Gnade, ihm alle die Kleinigkeiten verabfolgen zu lassen, welche er zu Verfertigung seiner Stroharbeit gebrauche, und in seiner bisherigen Wohnung zurückgelassen habe. Dieß Gesuch wurde bewilligt, er betrat schwermüthig seine alte Marterkammer, und wenige Stunden nachher sah er sich im Besitz seiner Schätze.

Ach! aber den kostbarsten Schatz, seinen Freund hatte man ihm vorenthalten. Alfonsi war ihm zwar nahe, er bewohnte die nächste Kammer an der Seinigen; doch eine dicke Mauer schied sie, sie konnten sich hören, aber nicht sehen.

Von neuem bestürmten die beyden Unglücksgefährten in jeder Woche den menschenfreundlichen Visitator. „Wodurch" sprachen sie, „haben wir
„den einzigen Trost im Elend verscherzt? wodurch
„uns einer Gnade unwürdig gemacht, die man
„uns für immer zugestanden?" — Man wand ihnen ein, daß ihre jetzigen Kammern zu klein wären, um zwey Gefangene zu beherbergen, und

Pignata zog mit großer Geistesgegenwart selbst aus dieser Einwendung Nutzen. Er hatte nämlich bemerkt, daß unter allen Wohnungen dieses höllischen Gebäudes, nur eine einzige sey, welche, weil sie gerade an der Ecke des Hauses lag, weder mit dem Graben, noch mit der vierzig Schuh hohen Mauer umgeben war; gelang es ihm dort ein Loch durch die Wand zu brechen, so befand er sich gleich auf der Straße. Von dem Kerkermeister wußte er, daß jene Wohnung etwas geräumiger sey als die übrigen, und das nahm er zum Vorwand, für sich und seinen Freund darum zu bitten. Man war weit entfernt zu argwöhnen, welche Hofnungen und Aussichten hinter dieser Bitte verborgen waren, und gestand sie endlich zu.

Mit einem Freudengeschrey flogen Pignata und Alfonsi sich einander in die Arme. Sie liebten sich mehr als Brüder; denn nicht Erziehung oder Gewohnheit, sondern das Unglück war die Mutter ihrer mehr als brüderlichen Liebe. Menschen, die durch Freude und Wohlleben an einander gefesselt werden, sind verwachsene Rosensträuche; Menschen, die das Elend verkettet, sind verschlungene Eichbäume.

Nach der ersten Aufwallung durchspähten sie mit neugierigen Blicken ihren neuen Kerker. Er bestand eigentlich aus drey Kammern. Die erste war nur eine Art von kleinem Vorgemach, durch welches man in die zweyte gelangte, die nur allein durch

das Fenster der dritten Licht erhielt, und folglich sehr dunkel war; eine Eigenschaft, die den beyden Freunden, aus begreiflichen Ursachen, gar nicht mißfiel. Sie hatten jetzt alle Hofnung aufgegeben, durch Menschengnade befreyt zu werden, und waren daher fest entschloßen, sich nicht zum zweytenmale einschläfern zu lassen, sondern alles zu versuchen, was der große, erfindungsreiche Schöpfer, die Noth, ihnen eingeben würde.

Eines Tages wurde Pignata eilig zu dem Pater Untervicarius gerufen. Er gieng und grübelte unterwegs über die möglichen Ursachen dieses Besuchs. Aber man denke sich, wie er überrascht, wie sein Herz zermalmt wurde, als er des Pfaffen Thür öfnete, und seine alte mehr als neunzigjährige Mutter, nebst seinem einzigen Bruder ihm in die Arme stürzten. Dieser Bruder stand in Diensten des Fürsten von Eckenberg zu Grätz; er war nach Rom gekommen, um der alten verlassenen Mutter einigen Trost, und ihre zerrütteten Umstände in Ordnung zu bringen. Da er die Befreyung seines Bruders nur wünschen, aber nicht hoffen durfte, und die betagte Mutter nicht hilflos zurück lassen wollte, so überredete er sie, troß ihres hohen Alters, mit ihm nach Deutschland zu ziehen. Sie willigte endlich unter der Bedingung ein, ihren Sohn Joseph noch einmal vor ihrem Ende zu sehn. Sie wankte selbst an ihrem Stabe vor die Versammlung des heil. Gerichts, und bat um Gottes-

willen mit heißen Mutterthränen um diese Gnade. Ihr ehrwürdiges Alter, ihre Kränklichkeit, ihre mütterliche Angst, ihre Thränen, rührten selbst jene Tyger; Pignata's Kerker öfnete sich, und er genoß die unaussprechliche Wonne, seine Lieben noch einmal an sein Herz zu drücken.

Natürlich wurde bey dieser betrübten Zusammenkunft mehr geweint als geredet. Der Bruder schenkte ihm einen kleinen Diamantring, und die Mutter einige ersparte Doppelducaten. Den Ring ließ man ihm, aber das Geld mußte er dem gegenwärtigen Pater Vicarius in Verwahrung geben, der es auch, wie billig, für sich behielt.

Die gute Alte konnte ihre zitternden Arme von dem geliebten Sohne gar nicht wieder los machen. Sie bedeckte ihn mit Küssen und Thränen, und bat ihn — bey jedem Worte von Schluchzen unterbrochen — nicht in Verzweiflung zu gerathen. Der Bruder suchte ihn durch das Versprechen zu trösten, ihm einige vielvermögende Empfehlungsschreiben an den Pabst zu verschaffen. Der Pater, der mit den Doppelducaten in der Tasche klapperte, erinnerte endlich, daß es Zeit sey, diesen Besuch abzukürzen. Man riß die neunzigjährige Mutter weg von ihrem unglücklichen Sohne; sie zerfloß in Thränen, die eher Steine in Wachs verwandelt, als das Herz eines Inquisitors gerührt haben würden, und Pignata kam in dumpfer Betäubung in seine Zelle zurück.

Mutterzähren und Bruderkuß hatten den Wunsch nach Freyheit in ihm nur noch lebhafter erweckt. Wachend und träumend sann er auf Mittel, die sechs Schuh dicke Mauer zu durchbrechen; aber wie hätte er mit einer Scheere und einem Federmesser — die einzigen Werkzeuge die er besaß — ein Loch machen können, so groß als nöthig war, um einen menschlichen Leib hindurch zu schmiegen? — Noth und Verlangen nach Freyheit brachten ihn auf einen lustigen Einfall.

„Ehrwürdiger Vater!“ sagte er einst zu dem Obervicarius, der, wie gewöhnlich, die Gefangenen alle Woche einmal besuchte, „ich habe etwas zu „bitten.“

„Redet!“ versetzte der Pfaff.

Pignata zog ihn geheimnißvoll bey Seite. „Die „schreckliche Folter, die ich auf Befehl des heil. „Gerichts habe ausstehen müssen, hat mir einen „Bruch zuwege gebracht, und aus falscher Schaam „habe ich es bis jetzt verschwiegen. Da aber das „Uebel immer ärger wird, so sehe ich mich genö„thigt, um ein Bruchband zu bitten.“

„Ich werde euch einen Wundarzt schicken,“ sagte der Pfaff, „und wenn er ein Bruchband für „dienlich hält, so sollt ihr es haben.“

Der Wundarzt kam. Pignata war von Natur auf einer Seite etwas dicker als auf der andern, und da er sich bey jeder Berührung des Wundarztes stellte, als ob er die grausamsten Schmerzen

empfände, so wurde es ihm leicht, den ehrlichen Mann zu hintergehen, der überdieß keinen Betrug argwöhnte, weil er den Zweck desselben unmöglich errathen konnte. Er gieng, mit dem Versprechen, sogleich ein Bruchband zu bestellen. „Lassen Sie „ja gutes, starkes Eisen dazu nehmen,“ rief Pignata ihm nach, „denn wenn es schadhaft werden „sollte, so ist hier niemand, der es mir ausbes„sert, und ich muß wieder aufs neue mit tausend „Schwierigkeiten kämpfen.“

Nicht ohne Ursach empfahl er dem Wundarzt gutes starkes Eisen; denn mit diesem Eisen hoffte er, den Kalk von den Ziegelsteinen abzustossen, und sich nach und nach in die Mauer einzugraben. Als man ihm das Bruchband brachte, verbarg er seine Freude, legte es sogleich um den Leib, und heuchelte Schmerzen durch ein verzogenes Gesicht. Auch schlug er zuweilen des Morgens, wenn der Gefangenwärter herein trat, als von ungefähr, den Schlafrock zurück, um zu zeigen, daß er es wirklich trage. Freylich schien auch dieses Eisen noch immer viel zu schwach, eine sechs Schuh dicke Mauer zu durchbohren, und der erste hofnungsvolle Blick, den er darauf warf, wurde unwillkührlich von einem zweifelschwangern Seufzer begleitet.

Eines Abends — es war am Himmelfahrtstage der Jungfrau Mutter — lag Pignata schon im Bette, und vollendete eben ein inbrünstiges Gebet, als

ihm eine innere Stimme plötzlich zuzuflüstern schien:
„Warum beharrst du so hartnäckig auf dem Vor-
„satze, durch die dicke Mauer zu graben? Warum
„suchst du nicht lieber das Gewölbe zu durchbrechen?“

Ein sanfter Strahl schien bey diesem Gedanken seinen Kerker zu erleuchten; er sprang hastig aus dem Bette, warf sich entzückt auf seinen schlafenden Gefährten, und rief: Philipp! Philipp! wir sind frey!

Alfonsi taumelte auf von seinem Lager, und fragte unmuthig, ob er träume? — „Kein Traum,
„theurer Bruder! fast gerathe ich in Versuchung,
„es für eine göttliche Eingebung zu halten. Schau
„her! gerade über deinem Bette ist die Mitte des
„Gewölbes; nun sind aber die stärksten Gewölbe
„in der Mitte nicht dicker als zwey Schuh; mit
„der Mauer würden wir kaum in zehn Tagen fer-
„tig werden, das Gewölbe können wir in weni-
„gen Stunden durcharbeiten. Ueber unserm Ker-
„ker ist, wie du weißt, das Zimmer des Pater
„Commissarius, aus dessen Fenstern wir leicht auf
„die Straße herab gleiten werden.“

Alfonsi machte zwar noch die Einwendung, daß der Sprung allzuhoch seyn werde, aber Pignata nahm es auf die leichte Achsel, und meynte, wer im Stande sey, sich fünfzig Fuß tief herabzulassen, den müßten zehn Fuß mehr oder weniger nicht abschrecken. Man glaubt gern was man wünscht und hofft; Alfonsi wurde von dem Entzücken seines

Freundes angesteckt, beyde fielen in bloßen Hemden auf ihre Kniee, und sangen ganz leise: Herr Gott, dich loben wir!

So bald es Tag wurde, war ihre erste Sorge, die Höhe des Gefängnisses mit einem Besenstiele auszumessen; und es war siebenzehn Fuß hoch. Darauf nahm Pignata das Maaß ihres sämmtlichen Hausraths, der Betten, Tische und Stühle. Er berechnete, daß sie die beyden Betten eines über das andere setzen, auf diese zwey Tische neben einander, und auf diese hinwiederum den dritten Tisch stellen mußten, und daß alsdann höchstens noch ein Stuhl nöthig sey, um bis an das Gewölbe zu reichen. Decken und Matratzen sollten ringsumher ausgebreitet werden, damit die herabfallenden Mauersteine kein Getöse verursachen mögten.

Freylich blieb alles das unthunlich, so lange der Pater Commissair über ihnen hauste, sie wußten aber, daß diese Zimmer nur seine Sommerzimmerwohnung waren, und daß er, wenn die Schwalben davon zögen, auch ein wärmeres Nest zu suchen pflege. Auch hatten sie gehört, daß man, aus Furcht vor der Pest, die Thore und Ausgänge nach Neapel versperrt habe; gerade diese Thore waren es, durch welche sie zu entwischen hofften, sie mußten also auch die Aufhebung dieser Vorsichtigkeitsmaaßregel erst abwarten; lauter Hindernisse, die ihre Geduld auf harte Proben setzten.

Indessen vertrieben sie sich die Zeit mit nöthigen

Vorbereitungen zu ihrer Flucht. Pignata verbarg eine weiße wollene Decke in seinem Bettstroh, um sich ihrer dereinst als ein Einsiedlergewand zu bedienen. Seine Perucke und Weste versprach er an Alfonsi zu überlassen. Da die Gefangenwärter des Abends alle Lichter auszulöschen pflegten, so dachte er auf Mittel, sich auch des Nachts Licht zu verschaffen. Er machte eine Laterne von Pappendeckel, die er inwendig mit Dinte schwärzte, und eine von seinen Farbenmuscheln darein verbarg. In diese goß er Oel, und drehte dazu einen Dacht aus Baumwolle von dem Unterfutter seines Schlafrocks. Dieß Lämpgen täuschte den wachsamen Kerkermeister, indem es des Abends unbemerkt in einem Winkel fortbrannte. Unter dem Vorwand, der Weynachtsversammlung des heiligen Gerichts ein Meisterstück seiner Kunst darbringen zu wollen, verschaffte er sich auch noch einen ziemlichen Vorrath von Farben und Garn; kurz, er verabsäumte nichts, wovon er sich auch nur den entferntesten Nutzen versprechen durfte.

Was blieb ihm auch übrig als das Vertrauen auf eigne Kraft? Denn die letzte Hofnung, auf eine gesetzliche Art erlößt zu werden, benahm ihm ein gewisser Pater Marchesi, Untersucher der ketzerischen Lehrsätze bey dem heil. Gericht, und Beichtvater des unglücklichen Pignata. Der Pabst — so erzählte der ehrliche Mann — sey unbeweglich. Noch vor kurzem habe er ihm Pignata's Reue,

Buße und erbauliche Lebensart, mit rührenden Farben geschildert, und Seine Heiligkeit seyen darob so erfreut gewesen, daß Sie versichert hätten, Sie würden dem bußfertigen Sünder einen Beweiß ihrer väterlicher Huld geben, indem Sie seinen Kerker auf ewig verschlössen, und ihn dadurch vor einem Rückfall in die Klauen des Satans bewahrten.

„Wohlan!“ dachte Pignata bey dieser trostreichen Versicherung, „so habe ich denn nichts mehr „aufs Spiel zu setzen, und darf alles wagen.“ — Gelegentlich erkundigte er sich bey dem nämlichen Pater, gleichsam als von ungefähr, welche Strafe wohl denjenigen treffen werde, der zu entfliehen versuche? — Das Feuer, mein Sohn! war die sanftmüthige Antwort: der Holzstoß diesseits des Grabes, und das höllische Feuer jenseits! — Aber weder Holzstoß noch Höllengluth konnten die beyden Freunde in ihrem Vorhaben wankend machen. Von der Pest war nichts mehr zu befürchten, alle Thore standen offen, und nur der beschwerliche Einwohner über ihren Köpfen, hielt sie noch von der Ausführung ab. Auch die Sorge, daß das Eisen des Bruchbands zu dünn und biegsam seyn würde, um Steine damit aus der Mauer zu brechen, hob der Zufall. Denn als Pignata einst, von dieser Sorge gequält, in seinem Kerker auf und nieder gieng, fielen seine Augen von ungefähr auf eine Stelle,

wo vormals eine Thür gewesen. Die Thür hatte man zugemauert, aber die großen, eisernen, in Bley festgelötheten Angeln derselben, waren stehen geblieben.

Gott ist mit uns! rief Pignata, und fieng sogleich an, mit seiner Scheere den Kalk umher los zu kratzen, eine beschwerliche Arbeit, die er, durch öfters darauf gespritzten Eßig zu befördern suchte, und so emsig darauf erpicht war, daß er nach drey Tagen eine dieser Angeln glücklich herauszog. Um den Kerkermeister zu täuschen, verschmierte er die Stelle mit Kreide, setzte eine andere Angel darauf, die er künstlich von Pappendeckel verfertigte, und mit Eisenfarbe überstrich, tünchte das Ganze mit Bleyweiß, und gab dem Dinge ein so natürliches Ansehn, daß auch das geübteste Auge dadurch hintergangen wurde. Die eiserne eroberte Angel trug er lange Zeit an seinem Bruchbande, wo sie freylich niemand suchte.

Oft, wenn beyde Freunde die verhaßten Mauern schon durchbrochen zu haben träumten, warfen sie die Frage auf: wohin dann fliehen? — Nach Florenz, war Pignata's Meynung, und von dort über Genua nach Frankreich; in Lyon oder Marseille wollten sie ausruhen, und an ihre Verwandte um Geldhilfe schreiben. Diese Wanderschaft sollte aber nur bey Nacht vor sich gehen, am Tage wollte man in Wäldern und Gräben Schlupfwinkel suchen.

Oft banden sie auch die Gürtel ihrer Schlafröcke

an das ziemlich hohe Fenstergitter, um das Herabrutschen an einem Seile auf diese Art zu versuchen. Pignata warnte seinen Freund, die Füße wohl um das Seil zu schlingen, um langsam und sicher daran herunter zu gleiten; Alfonsi übte sich in dieser Kunst, und es gieng gut von statten.

Indessen hatte der rauhe November das letzte Blümgen zertreten, und der Nordwind den letzten Zephyr verjagt. Am sechsten dieses Monats — für Pignata'n ein Frühlingstag — hörten die beyden Freunde einen anhaltenden Lärm über ihren Köpfen. Thüren wurden auf und zugeschlagen, Möbeln durch einander geworfen, Stühle scharrten, Menschenstimmen riefen. Bald rutschte ein schwerer Kasten die Treppe herab, bald trampelten die Träger auf den Stufen. Kurz, alles verkündete den Auszug des Pater Commissarius. Man denke sich die Stimmung der Gefangenen! sie lauschten mit zurückgehaltenem Athem, um keinen der lieblich klingenden Töne zu verlieren. Glut stieg auf ihre Wange, eine Thräne in ihr Auge, sie sahen sich schweigend und freundlich an, und als nun endlich die Thüren oben für ein halbes Jahr verschlossen wurden, als sie den Schlüssel zum letztenmal umdrehen hörten, das Getümmel sich in Todtenstille verwandelte; da sanken sie einander in die Arme, und jeder fühlte des Freundes warme Zähre an seiner Wange.

Ihre Ungeduld verstattete ihnen nicht einmal die

Nacht abzuwarten. Sie wußten, daß die Stunde, in welcher der Kerkermeister sie zu besuchen pflegte, noch fern sey, und thürmten daher sogleich ihr Gerüst auf, um einen ersten Versuch zu wagen. Mit der Scheere bewaffnet stieg Alfonsi hinauf, und begann an den Steinen zu kratzen, indessen Pignata an der äußern Thür Wache hielt, und ängstlich horchte, um nicht überrascht zu werden.

„Wie geht es?“ rief er dem Arbeitenden zu. „Schlecht,“ antwortete dieser, „die Mauer scheint „aus Diamanten gemacht zu seyn.“

Auf diese unwillkommne Nachricht, hielt Pignata für rathsamer, die Dunkelheit der Nacht abzuwarten, Alfonsi stieg herunter, das Gerüst wurde auseinander genommen, alles wieder an seinen gehörigen Platz gestellt, und der letzte Besuch des Kerkermeisters mit unruhigem Verlangen erwartet. Er kam gähnend, schaute mit Augen voll Schlafs umher, sah das Lämpgen nicht, das im Winkel brannte, wünschte wohl zu ruhen, und gieng seiner Wege.

Kaum war er fort, noch hörte man das Rasseln seiner Schlüssel in der Ferne, als das Gerüste schon wieder emporstieg; Decken und Matratzen wurden auf die Erde gebreitet, und Pignata fieng nun selbst an, mit dem Eisen seines Bruchbands das Gewölbe an verschiedenen Stellen zu untersuchen. Da es vor kurzem ausgebessert worden, so fand er manche Stelle noch ganz frisch, und es gelang

ihm, ein Loch hinein zu arbeiten, so groß, daß er seine Hand hindurch stecken konnte. Nun bediente er sich der Angel, arbeitete gewaltig an den Steinen, und brach endlich einen derselben in kleine Stücken. Hiemit begnügte er sich für diesesmal, denn seine Kräfte waren erschöpft. Er sprützte mit dem Munde Essig in das Loch, und verklebte es mit einem Blatt Papier, welches mit Bleyweiß überstrichen war. Hierauf brachten sie das Zimmer wieder in Ordnung, und genossen beyde der nöthigen Ruhe.

In der zweyten Nacht fand es sich, daß die große Menge des hereingespritzten Essigs vortreffliche Dienste gethan hatte. Der vorsichtige Pignata hatte in den letzteren Monaten seinen Sallat immer ohne Essig verzehrt, um denselben zu wichtigeren Bedürfnissen aufzusparen. Das Loch wurde in dieser Nacht weit tiefer und größer gemacht, und sie konnten bereits die Ziegelsteine fühlen, womit das Zimmer des Commissairs gepflastert war. Sie hofften, daß ihnen nun nichts weiter mehr übrig bleibe, als die Ziegelsteine mit den Köpfen aufzuheben, und so, wie Geister, aus dem Boden heraufzusteigen. Doch der größte Theil der Nacht war bereits verstrichen, sie verklebten daher das Loch, warfen Kalk und Steine in das heimliche Gemach, und legten sich zu Bette.

Als sie am andern Morgen erwachten, wurden sie mit Schrecken gewahr, daß ihre Arbeit das

Gefängniß mit einer dicken Staubwolke angefüllt hatte. Damit dieser ungewöhnliche Staub den Gefangenwärter nicht aufmerksam machen mögte, griff jeder zum Besen, als man ihn kommen hörte, und fegte singend mit großer Emsigkeit, um den Spürhund glauben zu lassen, der Staub sey durch dieses Fegen entstanden. Die List gelang. Zwar sagte der Kerkermeister, als er die Thür aufschloß: „was „Teufel macht ihr da für einen Staub? — aber er bekümmerte sich nicht weiter darum.

Dieser ganze Tag wurde zu den nöthigen Vorbereitungen angewandt. Pignata nähte aus zwey Handtüchern einen Sack zusammen, dergleichen die Bettelmönche zu tragen pflegen. Dieser Sack war bestimmt, sein kleines Geräth, und mehrere Stücke von Stroharbeit zu verwahren, die er in Vorrath verfertigt, und in der Noth Geld daraus zu machen hoffte. Zwey wollene Bettdecken erhielten die Gestalt der Einsiedlerkutten, ein Costum der Eremiten des Klosters unserer lieben Frauen an der Engelspforte. Die Bettücher wurden entzwey geschnitten, an einander genäht, und gewannen eine hinreichende Länge, um sich achtzig Schuh tief herunter zu lassen.

Jetzt hatte der Kerkermeister bereits seinen letzten Abendbesuch abgestattet. Pignata und Alfonsi knieten nieder, umarmten sich fest, baten Gott um seinen Beystand, schwuren sich ewige brüderliche Liebe, und versprachen einander sich nie zu verlas-

sen. Nach dieser rührenden, von Thränen der Hofnung und Wehmuth begleiteten Scene, thürmten sie ihr Gerüst zum letztenmal empor. Aber das Aufheben der Ziegelsteine mit den Köpfen gieng nicht so leicht als sie geglaubt hatten. Das Unglück wollte, daß gerade auf dieser Stelle ein alter schwerer Sessel stehen mußte, der durch sein Gewicht großen Widerstand leistete. Nach langer Arbeit, bey welcher Angst und Noth die Kräfte verdoppelte, zerbrach Pignata endlich einen der Ziegelsteine, fuhr mit dem Arme durch das Loch, und rückte den Stuhl bey Seite.

Nun liessen sich die übrigen Steine mit leichter Mühe wegschaffen. Freudig sprang Pignata herunter, schnitt seinem Freunde rasch die Haare ab, und gab ihm seine Perücke. Ihre Kleider warfen sie in das heimliche Gemach, damit niemand muthmaßen könnte, wie sie bekleidet wären. Unter dem Vorwand von Zahnschmerzen hatte sich Pignata schon seit zwey Monaten den Bart nicht abnehmen lassen, um sein Gesicht auf der Flucht desto unkenntlicher zu machen. Zwey Briefe ließen sie auf dem Tische zurück, einen an den Pabst, und den andern an den Pater Commissarius. Diese Briefe enthielten Bitten um Vergebung ihres Wagestücks, und kleine Vermächtnisse von dem Gelde, welches in den Händen der Inquisition zurückblieb. Beydes hätten sie sich wohl ersparen können, denn die hei-

ligen Väter ließen ihnen weder die Erstere angedeyhen, noch gaben sie das Letztere jemals zurück.

Nachdem alle diese Anstalten in größter Eile getroffen worden, schlüpfte Pignata zuerst durch das Loch, und verriegelte oben sogleich alle Thüren. Hierauf reichte Alfonsi ihm alle ihre Sachen, und wollte endlich selbst nachfolgen, da er aber weit korpulenter war als Pignata, so fand er das Loch für sich zu klein. Ein tödtlicher Schrecken überfiel ihn, er fieng am ganzen Leibe an zu zittern, und diese Zaghaftigkeit spannte vollends die Muskelkraft ab, die ihm in diesem Augenblicke so nöthig war. Pignata sprach ihm aus allen Kräften Muth zu, ein zweyter Versuch wurde gemacht, aber eben so fruchtlos als der erste.

Der arme Alfonsi wollte verzweifeln. Sie hatten keine Zeit zu verlieren, um das Loch grösser zu machen. Doch auch hier verließ Pignata'n nicht seine Geistesgegenwart. „Zieh dich nackend aus," rief er seinem Freunde zu. In wenig Minuten stand Alfonsi entkleidet; aber noch immer hielten die Spitzen der hervorragenden Ziegelsteine ihn auf, und verwundeten ihn an verschiedenen Stellen des Leibes, daß das Blut herab rieselte.

„Achte der Schmerzen nicht," tröstete ihn Pignata, „es gilt unsere Freyheit! es muß gehen, „es koste auch was es wolle." Bey diesen Worten legte er sich platt über das Loch, stützte seinen Kopf gegen die Mauer, und gebot Alfonsi'n, die

Arme fest um seinen gebogenen Hals zu schlingen. So zog er ihn endlich mit solcher Anstrengung herauf, daß große Schweißtropfen ihm über die Backen rannen. Darauf stieg er selbst wieder hinab, und holte Alfonsi's Kleider nach.

Aber auch jetzt bebte der Unglückliche noch immer, und so wie die Hofnung der Erlösung zunahm, schien sein Muth abzunehmen. Schon hatte Pignata das Seil am Balcon befestigt, er band an das Ende desselben seine Einsiedlermaske, damit es in gerader Linie herabfallen mögte. Alfonsi bat, ihn zuerst hinab gleiten zu lassen, damit Pignata oben ein wenig nachhelfen könnte, weil er bange war, dem marmornen Pfeiler zu nahe zu kommen, auf welchem der Erker ruhte. Sein Freund that was er begehrte. Alfonsi nahm das Seil zwischen die Füße, klammerte sich mit den Händen fest an, und begab sich mit einem Stoßseufzer auf die Reise. Pignata half so gut er konnte, und bis über die Mitte hinab gieng alles recht gut. Jetzt aber kam es ihm vor, als höre er Alfonsi's Mantel an der Mauer hinunter rauschen, und gleich darauf hörte er ein klägliches Geschrey: O Jesus! o Jesus!

Schnell wie der Blitz warf sich Pignata über das eiserne Geländer, fuhr glücklich am Seile hinab, fand seinen Freund auf dem Boden liegend, und fragte hastig: „um Gottes willen! was fehlt „dir?“ — Ach, wimmerte Alfonsi, ich habe

ein Bein gebrochen! — Pignata hoffte, es sey vielleicht nur eine Verrenkung, untersuchte das Bein, und fand leider, daß es an mehr als einer Stelle wirklich gebrochen sey. Durch welche Ungeschicklichkeit seinem Freunde dieß Unglück wiederfahren? Darnach zu fragen war jetzt keine Zeit. Er stand wie vom Donner gerührt, seine Lage war fürchterlich. „Freund und Bruder," stammelte er, „wie kann ich dir helfen?"

Geh, sagte Alfonsi, und hole mir einen Wundarzt.

„Großer Gott! wo soll ich um diese Stunde „der Nacht, in dieser Verkleidung einen Wundarzt „auftreiben? — Wärest du nicht viel größer und „schwerer als ich, so würde ich dich auf meinen „Schultern forttragen. — Ich will bey dir bleiben, wenn du es verlangst, aber du wirst nichts „dadurch gewinnen, und ich werde alles verlieren. „Man wird mich in eines von jenen höllischen „Löchern werfen, mir ein paar hundert Pfund Eisen an den Hals hängen, und mich täglich durch „Stockschläge daran erinnern, daß ich einen Augenblick frey war. — Ja wenn ich noch hoffen dürfte, wiederum mit dir in eine Kammer gesperrt „zu werden: aber ich mag gehn oder bleiben, so „sind wir getrennt auf ewig! Keiner wird jemals „wieder von dem andern reden hören, nicht einmal die Seufzer seines unglücklichen Freundes „in der Ferne vernehmen." —

Der arme Alfonsi fühlte die Stärke dieser Gründe wohl. Flieh! sagte er, und bete für mich!

Der Augenblick ihrer Trennung war unbeschreiblich rührend. Schon so manches Jahr hatten sie Elend und Hofnung mit einander getheilt; an einem Tische aßen sie ihr kümmerliches Brod, auf einem Lager suchten sie den fremd gewordenen Schlaf; auf einem Platze knieten sie neben einander, zu einem Gotte stieg ihr Gebet vereint empor! — und nun diese plötzliche fürchterliche Trennung! dieß Scheiden auf ewig! — Alfonsi's Tod würde seinen Freund weniger erschüttert haben, als der Gedanke, ihn in Tygerklauen zurücklassen zu müssen, ihn, der noch vor wenig Stunden ihm Treue schwur bis in's Grab; ihn, dem er diesen Schwur mit brüderlicher Herzlichkeit zurück gab! — und doch — wer mag ihn verdammen, daß er seine Thränen verschluckte, und sein blutendes Herz verschloß, seine Brust panzerte — daß er gieng, und den Freund hilflos liegen ließ! — welche Hofnung blieb ihm übrig, wenn er jetzt allen Vortheilen entsagte, die seine eiserne Beharrlichkeit errungen hatte? — an eine zweyte Flucht war nimmer zu gedenken. Die letzte Umarmung der Unglücklichen — sie glich einem Todeskampf! Alfonsi segnete seinen Freund — Pignata riß sich los und floh!

Das Thor, welches dem heiligen Gericht am nächsten lag, war das sogenannte Thor der leichten Reiter. Noch hatte der Fliehende es nicht

einmal erreicht, als er schon Alfonsi's lautklagende Stimme vernahm. Helft! helft! rief der Elende, daß es die Straße dumpf hinabschallte. Pignata erschrack und konnte sich einer Bewegung des Unwillens nicht erwehren. So lange wenigstens, dachte er, hätte der Verlassene seine Klagen unterdrücken sollen, bis er ihn in Sicherheit vermuthen durfte. — Das war ungerecht, guter Pignata. So wenig dir Alfonsi deine Flucht verargen konnte, so wenig du ihm sein lautes Wimmern. Bedenke, wie mit jedem deiner entfernteren Fußtritte, sich ein neuer Felsen auf seine Brust thürmte. Zähle zu den Schmerzen seines Beinbruchs die Verzweiflung seiner Seele! „Da geht er hin, der Glückliche! er ist frey! und ich —!“ — O! welcher Stoicker hätte hier das Gekreisch der Angst zu unterdrücken vermogt! —

Jetzt war Pignata am Thore. Der Pförtner, der ihm aufthat, fragte, ob er nicht wisse, wer da so jämmerlich um Hilfe rufe? — Er verneinte die Frage mit einiger Verwirrung, und dankte es vermuthlich nur seiner ehrwürdigen Eremitentracht, daß man ihn nicht aufhielt. Schon hatte er die Mauern der Stadt Rom im Rücken, und noch immer hörte er Alfonsi's jammernde Stimme. Es schnitt ihm durch Mark und Bein, er eilte, dieser Wehklage zu entfliehen; aber seine erschöpften Kräfte warfen ihn fast zu Boden. Er hatte den Abend vorher nichts gegessen, er hatte mehrere Stunden

mit übermenschlicher Anstrengung gearbeitet, Ströme von Schweiß waren auf seinem Körper geflossen, die Füße wankten, das Herz klopfte ungestüm, der Athem war kurz, er schnappte nach Luft, der Hals trocken, ein entsetzlicher Durst marterte ihn. Es regnete heftig, seine Lippen sogen gierig die Regentropfen auf; aber diese Wohlthat des Himmels wurde ihm in einer andern Rücksicht sehr beschwerlich, denn seine wollene Eremitenkutte schluckte so viel Wasser in sich, daß sie dem kleinen Ueberreste seiner Kräfte bald zu schwer wurde.

So belastet, wie er da war, konnte er unmöglich weiter gehn. Er erreichte mühsam eine offene Scheune, dort warf er seinen Bettsack, mit allem was darinn war, von sich, nahm nicht einmal das wenige Fleisch und Brod heraus, das in den ersten Tagen zu seinem Unterhalte dienen sollte, überließ sich ganz dem Schicksal, und setzte seinen Weg erleichtert fort.

Zu seinem Glücke schien gerade der Vollmond. Er verließ die Landstraße, und schlich rechter Hand hinter der Stadtmauer herum. Von der Spitze eines Hügels überschaute er die Gegend, um einen Schlupfwinkel zu suchen, denn er fühlte, daß er unmöglich weit mehr gehen könne. Es waren dort in der Nähe eine Menge Weingärten, und er befand sich gerade an einem dicken Dornenzaun, hinter welchem er einen solchen Weingarten vermuthete. Zwar war die Dornenhecke außerordent-

lich dick und fest, aber ein einzelner Baum, der in die Mitte derselben gepflanzt war, erleichterte ihm das Uebersteigen, und mit blutig geritzten Händen und Wangen kam er glücklich in den Garten.

Hier wurde er zu seinem Schrecken gewahr, daß er sich geirrt hatte. Es war kein Wein- sondern ein Kohlgarten, dessen ganze Fläche man mit einem Blicke übersehen, und wo sich kaum ein Hase verbergen konnte. Ein einziger, nicht fern stehender, mit Epheu dicht umwachsener Baum bot ihm eine Zuflucht dar. Hier fand er eine Rasenbank, die vermuthlich dem Besitzer des Gartens diente, die Sieste im Schatten zu halten, denn der Epheu ringsumher ließ keinen Sonnenstrahl durchbrechen, und Pignata hoffte, auf diesem Ruheplätzgen vor den Blicken der Ausspäher völlig sicher zu seyn.

Der Regen wurde immer stärker, und dennoch sein Durst immer unerträglicher. Zwar leckte er das Wasser von den Epheublättern, allein es war Gallen bitter, und statt ihm den Durst zu löschen, machte es ihn nur noch brennender. Die Müdigkeit drückte ihm endlich die Augen zu, er fiel in einen unruhigen Schlummer, aus welchem er bey anbrechendem Tage durch ein Geräusch erweckt wurde. Man denke sich, wie ihm zu Muthe war, als er ganz nahe hinter der Hecke fünf bis sechs Menschen gehen hörte, welche einander die Worte zuflüsterten: „Hier ist es zu dick, hier kann niemand durchkommen.“ — Zitternd und bebend hielt

er den Athem an sich, und wagte nicht die kleinste Bewegung, damit das Rauschen eines Blattes ihn nicht verrathen mögte.

Nachdem sie einigemal um die Hecke herum geschlichen, entfernten sie sich. Pignata holte tief Athem, und warf nun seine scheuen Blicke umher, um beym Licht des Tages auszuspähen, wohin der Zufall ihn geführt habe. Kaum einen Flintenschuß von seiner Rasenbank erblickte er das Haus des Gärtners. Eine Frau saß vor der Thür unter einem Obdach, und vier kleine Kinder spielten um sie her.

Ein Glück für ihn, daß das Regenwetter den ganzen Tag anhielt, denn ohne Zweifel war sein Schlupfwinkel der einzige Platz im ganzen Garten, der den Kindern zum Spielen dienen konnte, da alles übrige mit Küchengewächsen bepflanzt war; ohne Zweifel würden sie dahin gekommen seyn, und ihn durch ihr kindisches Geschrey verrathen haben. So aber wurde der unaufhörliche Regen ihm zur Wohlthat; kein Mensch, kein Hund verließ die Hütte.

Einen augenblicklichen Schrecken hatte Pignata doch auszustehn. Er sah nämlich, wie der Gärtner einen Wasserkrug ergriff, und mit aller Macht gerade auf den Baum zurannte. Er hielt sich bereits für verloren, aber — nur vier Schritte von dem Baume blieb der Mann stehen, und bückte sich, um aus einer kleinen Grube, die Pignata

bis jetzt nicht bemerkt hatte, Wasser zu schöpfen. Er verrichtete dieses Geschäft schnell, und lief eben so schnell wieder zurück, ohne auch nur einmal den Kopf in die Höhe zu heben, denn sonst hätte er unvermeidlich den bebenden Flüchtling erblicken müssen.

Auch dieser Schrecken diente also, ihm wenigstens auf die Nacht die frohe Aussicht eines frischen Trunks zu gewähren, denn bey Tage durfte er es nicht wagen, einen Fuß aus seiner Blätterhülle zu setzen.

Die Betrachtungen, die er hier anstellte, waren eben nicht fähig, ihm Muth einzuflößen. Er durfte nicht zweifeln, daß man seinen unglücklichen Freund zurück in's Gefängniß geschleppt, und ihn gezwungen haben werde, alle Umstände ihrer Flucht zu bekennen. Das unheilige Gericht wußte also auch, wie er gekleidet sey, und es war daher nothwendig, auf Mittel zu sinnen, diese Kleidung zu verändern. Seine geliebte Scheere, auch Nadel und Zwirn, trug er in der Tasche. Er gieng sogleich an die Arbeit, schnitt das Einsiedlergewand bis an die Kniee ab, behielt von dem kleinen Mantel, der ihm über die Schultern hieng, nur den Kragen übrig, setzte diesen Kragen auf das verkürzte Kleid, und gab ihm so das Ansehn eines Kaputrocks. Diese Verwandlung gewährte ihm auch noch die Bequemlichkeit, sich um ein Großes leichter zu fühlen, da er den größten Theil des voll Wasser

gesogenen Gewandes dadurch los wurde. Die abgeschnittenen Stücke ließ er in der Hecke liegen, und als es nun Abend geworden, schlüpfte er hervor, löschte seinen Durst an der kleinen Wassergrube, und sprang dann links und rechts über alle Hecken, die ihm im Wege standen, bis er von ferne Licht in dem Häusgen eines Weingärtners erblickte.

Die Noth zwang ihn, sich hinein zu wagen. Er gab sich für einen Fremden aus, und bat um einen Trunk Wasser. Der Winzer gab seiner Frau einen Wink, und das Weib gieng, ihm Wein zu holen, der zwar nicht viel besser als Wasser, doch für einen halb Verschmachteten ein köstlicher Labetrunk war.

Während des Weibes Abwesenheit fragte der gutmüthige Wirth den Wanderer: wer er sey? woher er komme? und wohin er gedenke? — Pignata antwortete ihm in gebrochenem italiänisch, worunter er einige französische Worte mischte: er sey ein armer Pilger, der aus der Normandie komme, und zu Rom die heiligen Kirchen besuchen wolle.

Jetzt brachte die Hausmutter den Wein; der Durstende goß einen Strom in seinen nüchternen Magen hinab, und diese Gierigkeit wäre ihm fast übel bekommen, denn er wurde gleich darauf ohnmächtig. Der armen Winzerfamilie gieng sein Zustand zu Herzen, sie gaben sich alle Mühe ihn

zu ermuntern, und als er wieder so viel Besinnungskraft hatte, daß er um ein Stück Brod bitten konnte, brachten sie ihm, statt eines Stücks, ein ganzes Brod, und schenkten es ihm, wie sie sich ausdrückten, um Gottes willen! Der Mann geleitete ihn freundlich aus dem Weinberge, zeigte ihm den Weg nach der Engelspforte, und nannte ihm eine gute Herberge nicht weit vom Thore. Darauf wünschte er ihm eine glückliche Reise und gute Nacht.

Kaum sah sich Pignata allein, als er von der Straße auf die Wiesen abbog. Hier befriedigte er fürs erste den ungestümsten Gläubiger, den Magen, und zermalmte rascher mit seinen Zähnen das Brod, als er mit dem Bruchbande die Mauersteine zermalmt hatte. Es deuchte ihn, er habe an den Tafeln der Cardinäle nie eine köstlichere Mahlzeit gehalten. Erst als er sich gesättigt fühlte, erwachten seine übrigen Sinne, und er merkte, daß das Regenwasser, welches sich auf den Wiesen angesammelt hatte, ihm bis an die Waden gieng. Zugleich fieng es aufs neue wieder an zu regnen, und zwar so gewaltig, daß er, um nur fortzukommen, genöthigt war, sich wieder auf die Landstraße zu wagen. Unter Furcht und Zittern gelangte er bis an die Tiberbrücke, wo er, bis tiefer in die Nacht, auszuruhen beschloß. Er wählte zu seinem Ruheplatz ein Feld mit Schilf bewachsen, dessen man sich in den Weingärten um Rom zu Reben-

pfählen zu bedienen pflegt. In dem hohen Schilfe, dachte er, bin ich verborgen und vor dem Regen geschützt.

Ein Wassergraben trennte ihn noch von dieser Freystatt. Mit einem mäßigen Sprunge hoffte er hinüber zu kommen; aber er hatte bey diesem Sprunge auf diejenigen Kräfte gerechnet, die ihm noch vor sechs und dreyßig Stunden zu Gebote standen; er fiel mitten in den Graben bis unter die Arme in das Wasser. Mühsam kroch er aus dem kalten Bade in das jenseitige Schilf, und fand sich auch dort zur Hälfte in seiner Rechnung betrogen; denn das hohe Riedgras versteckte ihn zwar vor den verrätherischen Strahlen des Mondes, schützte ihn aber keinesweges vor dem Regen, sondern schien vielmehr aus tausend kleinen Röhren, tausend Bäche auf ihn herabzuströmen.

Er verwünschte einen Augenblick den Einfall in das Schilf zu kriechen, als den S e i n i g e n, und segnete ihn einen Augenblick nachher als eine h ö h e r e E i n g e b u n g; denn plötzlich hörte er einen Haufen Reiter auf der Straße. Er legte sich auf den Bauch und lauschte durch das Schilf; sieh da flimmerten Gewehre im Strahl des Mondes, er erkannte die Reiter für Häscher, und zählte deren dreyßig. Er sah, wie sie über die Brücke ritten, an deren anderm Ende ein Wirthshaus stand. Dort theilten sie sich, der eine Haufe nahm den Weg anch Baceano, und der andere nach Prima Porta.

Diesen letzten Weg wählte Pignata selbst, und wurde so aus einem Verfolgten ein Verfolger.

Als er nach einigen Stunden bey einer kleinen Herberge vorüber kam, sah er wenige Schritte von sich vier Häscher unter der Thür in tiefen Schlaf begraben. Ein kalter Schauer überlief ihn, er schlich leise vorüber, kam glücklich über die Brücke bey Prima Porta, und ließ den Ort zur Linken liegen, weil er vermuthete, daß dort ein Hinterhalt ihm aufpasse.

Durchnäßt, erfroren und kraftlos erreichte er zwey Stunden vor Tage ein Hirtenhaus. Hier öfnete er zum erstenmale seinen magern Beutel, und bat um ein Frühstück. Es war nichts vorhanden außer den Kaldaunen eines jungen Lammes. Dieser Leckerbissen wurde geröstet, Pignata verschlang ihn heißhungrig und stürzte eine Flasche Wein hinunter. Vorher entkleidete er sich bis auf die Haut, und trocknete seine Lumpen am Feuer. Die Begierde, mit welcher er sein Frühstück verzehrte, ließ ihm keine Zeit, auf seine Sachen gehörig Acht zu haben, und so geschah es, daß seine Schuhe anbrannten, die der Hirt zu nahe an die Flamme geschoben hatte. Er ertrug diesen in seiner Lage wirklich grossen Verlust mit Hiobsgeduld, schnitt ohne ein Wörtgen zu sagen, die halben Sohlen weg, gab dem Hirten einige Paolo's, und lief in der Morgendämmerung auf den Ueberresten seiner Schuhe weiter.

Es kam ihm jetzt sehr zu statten, daß er sich vormals in dieser Gegend oft mit dem Lerchen- und Wachtelfange belustigt hatte, und daher alle Neben- und Holzwege so ziemlich kannte. Durch Wälder und auf unwegsamen Pfaden entfernte er sich immer mehr von der Hauptstadt der christlichen Welt. Aber freylich fühlte er auch täglich stärker, daß er es nicht lange mehr so treiben werde, und daß allein Ruhe und bessere Nahrung ihm neue Kraft verleihen könnten, eine so beschwerliche Reise fortzusetzen.

Er hatte einen Freund im Sabinischen, der ihn oft zu Rom besucht, und bey dem er hinwiederum manche Jagdparthie mitgemacht hatte; ein aufgeklärter Kopf, ein sanftes, für Freundschaft empfängliches Herz, dem er sich ohne Furcht anvertrauen durfte. Bey diesem beschloß er auf einige Tage eine Freystatt zu suchen, zitterte aber bey dem Gedanken, daß er ihn vielleicht nicht zu Hause treffen werde. Nach manchen Umwegen, und manchen überstandenen Mühseligkeiten, stand er eines Abends um neun Uhr vor der Thür seines Freundes. Ein Bedienter stieß ihm auf. „Ist dein „Herr zu Hause?“ fragte Pignata im neapolitanischen Dialect. Ja, war die Antwort, die wie Music in den Ohren des Verfolgten klang, — „Sage deinem Herrn, ich brächte ihm einen Brief „von einem seiner Freunde aus Rom.“

Der Mensch gieng und kam bald darauf mit

seinem Herrn zurück, dem er vorleuchtete. Als Pignata's Freund eine hagere, bärtige Gestalt in Lumpen erblickte, blieb er mißtrauisch in der Entfernung einiger Schritte stehen, und fragte: „wo „ist der Brief?“ — Leise versetzte Pignata, indem er mit der Hand in die Tasche griff, als ob er den Brief suchte: „Schicken Sie doch den Be„dienten weg.“

„Nein,“ sagte der andere laut, „der Bediente „soll bleiben.“

Jetzt näherte sich der Flüchtling rasch, ergriff ihn bey der Hand, und flüsterte ihm in's Ohr: ich bin Pignata.“

Diese Worte erschütterten seinen Freund heftig, aber er faßte sich schnell, und sagte mit verstellter Gelassenheit: „kommt Morgen vor eurer Abreise „wieder zu mir, so sollt ihr die Antwort erhalten.“ — Darauf schickte er den Bedienten fort, und kehrte selbst wieder um, als ob er dem Fremden noch etwas zu sagen vergessen habe, und während der Kerl die Treppe hinauf gieng, faßte er Pignata'n hastig beym Arm, und zog ihn schweigend nach sich bis in sein Schlafzimmer. Hier schloß er ihn mit Ungestümm in seine Arme, und als er ihn an die Brust drückte, fühlte Pignata zum erstenmale wieder Freundesthränen an seiner Wange. Süsse, erquickende Stunde! er vergaß alle seine Leiden, und überließ sich ganz den seligsten Gefühlen.

Nicht zu viel hatte er von dem Biedermanne erwartet, in dessen Wohnung er die erste Freystatt fand. Sein Freund holte selbst Licht, und befahl seinen Leuten, das Abendessen in sein Vorzimmer zu bringen, er wolle allein seyn. Der beste Wein, die kräftigsten Speisen wurden aufgetragen, und der Wirth selbst bediente mit Freude funkelnden Augen seinen hungrigen Gast, ohne ihn diesen Abend durch neugierige Fragen zu quälen. Gleich nach der Abendmahlzeit streckte Pignata seine Glieder in weichen Pflaum, und der Freund wachte an seinem Lager.

Zwölf volle Stunden lag der müde Wanderer im tiefsten Schlummer. Als er erwachte, fühlte er sich neu gebohren, und theilte nunmehr dem biedern Wirthe seine Geschichte mit, der ihn dagegen von allem unterrichtete, was man in Rom von ihm spreche, und was in Betreff seiner dort vorgegangen sey. Der Pabst war entschlossen seiner wieder habhaft zu werden, es möge auch kosten was es wolle. Die schärfsten Befehle waren im ganzen Kirchenstaat gegeben, und seine Person und Kleidung auf das genaueste beschrieben worden. Fünfzig Häscher hatten ihn auf der Messe von Castellana gesucht, fünfzig andere den Weg nach den Gebirgen von Viterbo genommen; ein Corporal mit fünfzehn Häschern bewachte jeden Posten, wo man ihn aufzufangen vermuthen konnte; Soldaten strichen überall in den Feldern herum, und kurz, es

waren mehr als 500 Kundschafter auf den Beinen, um Seiner Päbstlichen Heiligkeit das Vergnügen zu verschaffen, einen armen Teufel mehr in Dero unterirrdischen Löchern zu wissen.

Nach allen diesen Anstalten schien es leichter, unter einem Platzregen wegzulaufen, ohne naß zu werden, als sich noch einmal auf die Reise zu wagen, ohne einem der Spürhunde in die Hände zu fallen. Indessen war Pignata's jetziger Schlupfwinkel doch auch nicht ganz sicher. Es mußte den Leuten im Hause auffallen, daß ihr Herr immer selbst das Essen auf sein Zimmer trug, und die Thüre hinter sich verschloß. Zwar vermutheten sie nur ein galantes Abentheuer; aber wenn es nun laut wurde? wenn man anfieng in der Stadt davon zu murmeln? wenn die Spione des gastfreyen Wirths ehemalige Verhältnisse mit Pignata erfuhren, und auf diesen Umstand weiter bauten? — Um dem vorzubeugen, gab der redliche Sabiner seinem Freunde den Rath, den nächsten Weg in das Königreich Neapel zu wählen, und versprach, ihm einen Wegweiser über die Gebirge zu verschaffen, einen Bauer, dessen Treue er selbst bey mehreren Gelegenheiten geprüft und bewährt gefunden habe.

Auch Pignata hüllte sich in Bauertracht. Am folgenden Abend erschien der ehrliche Wegweiser Franz, den der gütige Wirth also anredete: „Höre „Franz! wir kennen uns schon lange, ich habe

„Vertrauen zu dir, und binde das Schicksal die„ses Mannes auf deine Seele. Wer er ist, brauchst „du nicht zu wissen, genug, du mußt ihn sicher in „das Königreich Neapel schaffen. Nur bey Nacht „darfst du wandern, deinen Gefährten nur durch „Wälder und über Gebirge führen. Je weniger „Menschen du antriffst, desto besser. Hier ist Geld, „hier sind Lebensmittel. Wenn du deinen Auftrag „glücklich vollbringst, so wartet bey deiner Zurück„kunft eine ansehnliche Belohnung auf dich.“

Franz versetzte mit frohem Muthe: „Ihr kennt „mich Herr, verlaßt euch auf mich.“ — Um zehn Uhr des Abends machten sie sich bey hellem Mondschein auf den Weg. Der edle Sabiner begleitete seinen Freund noch eine halbe Meile weit; drückte ihn dann mit Innbrunst an sein Herz, schob ihm einen vollen Beutel in die Hand, und eilte schnell davon, um seine Thränen zu verbergen, und Pignata'n jeden Dank zu ersparen.

Auf ungebahnten Pfaden wanderte der Flüchtling getrost mit seinem Begleiter fort. Die ersten Tage gieng alles gut, aber ihre Lebensmittel verminderten sich, und der Wein war zu Ende. Schon zwang sie der Durst, aus einem schlammigten Wassergraben zu schöpfen, und bald darauf wurde ihre Verlegenheit noch größer, als Franz gewahr wurde, daß er in den Gebirgen den Weg verloren hatte. Sie irrten auf gut Glück umher, und trafen gegen Abend einen Kuhhirten an, der eine

wilde, heimtückische Physiognomie hatte. Sie baten, ihnen den Weg zum nächsten Bache zu zeigen, um ihren brennenden Durst zu löschen.

„Warum," versetzte der Kerl, „geht ihr nicht „nach Licenza, und trinkt dort ein Glas Wein?" — Er zeigte bey diesen Worten mit dem Finger auf ein Schloß, welches unfern über die Berge hervor ragte.

Die erschöpften Wanderer ergriffen diesen Vorschlag mit Freuden; dankten dem Kuhhirten, und giengen den Weg, den er ihnen angedeutet hatte. Von ungefähr sah sich Pignata noch einmal um, und wurde gewahr, daß der Kerl seine Ochsen stehen ließ, und über Hals und Kopf davon rannte. Das kam ihm verdächtig vor. „Halt!" sprach er, „hier ist Verrätherey! lieber will ich dürsten, „als mich in jenes Schloß wagen." — Sie verbargen sich seitwärts im Gebüsch, wo der arme Franz vor Hunger und Durst bald nachher ohnmächtig wurde. Glücklicherweise fand Pignata noch einige Gewürznelken in seiner Tasche, die er ihm zu kauen gab, und seinen nüchternen Magen dadurch wieder stärkte.

Bey hereinbrechender Nacht setzten sie ihren Weg fort, hörten bald das Murmeln eines Baches, tranken, füllten ihren Schlauch, und wählten dann den Fußsteig, auf welchem der Bauer davon geeilt war. Plötzlich sahen sie, in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten, etwas im Mondlicht

schimmern, und erkannten es bald für Flinten, die nachläßig an die Bäume gelehnt waren. Erstarrt blieb Pignata einige Minuten lang an den Boden gewurzelt und wagte kaum einen leisen Athemzug. Doch was blieb ihm übrig? zurück zu gehen war noch gefährlicher, als kühn vorwärts zu schreiten. Der Muth der Verzweiflung belebte ihn, und er schlich auf den Zähen an dem verdächtigen Orte vorüber.

Jetzt erblickte er rechter Hand ein kleines Haus, und hörte jemand einen Hund rufen. Er schwebte dahin wie ein Geist, der auch die Luft nicht bewegt, die ihn umfließt. Einige Schritte weiter lagen vier Häscher mitten auf der Straße in tiefem Schlafe. Der Flüchtling schlich so nahe an ihnen vorbey, daß er ihren Athemzug hörte, aber sie erwachten nicht.

Kaum war diese Gefahr überstanden, als er schon wieder auf vier Häscher stieß, die der Schlaf bey einer kleinen Kapelle in's Gras gestreckt hatte, und in einer geringen Entfernung lagen, auf einem Kreuzwege, abermals vier solche Schnapphähne. Einen fünften, der eben so ruhig schlummerte als die übrigen, erkannte er für den gefälligen Kuhhirten, der ihn Tages vorher so dienstfertig nach Licenza wieß. Dieses Schloß ließ er zur Rechten liegen, und wählte einen einsamen Fußpfad zur Linken, aber auch hier war er nicht lange fortgeschrit-

ten, als er eine Herberge, und vor der Thür derselben fünfzehn gesattelte Pferde angebunden erblickte.

So auf allen Seiten mit drohenden Gefahren umgeben, schlug er seinem Führer vor, über die Hecke zu springen, den Berg hinab durch das Thal zu laufen, und den jenseitigen Felsen zu erklettern. Das thaten sie rasch. Im Thale mußten sie zwar noch durch einen Graben waden, wo ihnen das Wasser bis an den Bauch gieng; aber sie kamen glücklich hindurch, und erklimmten den Felsen, wo Pignata auf seine Kniee niederstürzte, und Hände und Augen dankbar zum Himmel empor hob.

Erschöpft durch Angst und körperliche Anstrengung legten sich nun die Wanderer in's Gras, um auszuruhen. Nach Mitternacht hörten sie drüben die erwachten Häscher einander zurufen und fragen: ob niemand vorbey gegangen? — Die Antwort Nein tönte überall zurück. Gegen Sonnen Aufgang setzten sie ihren ermüdenden Weg von einem Hügel zum andern fort. Als es Tag wurde, trafen sie einen Kerl an, der Pferde hütete. So bald er sie gewahr wurde, rief er ihnen in neapolitanischer Mundart zu: „guten Morgen! guten Morgen! wohin? durch „diese Felsen, Gesträuche und Abwege?“ — Denn die Neapolitaner brauchen immer drey oder vier Worte, wo sie an einem genug hätten.

„In das Königreich Neapel,“ antwortete Pignata.

Der Pferdehüter. Aber wo kommt ihr denn her?

Pignata. Von Marino.

Der Pferdehüter. Von Marino? — ey! ey! — ihr seht mir aus, wie römische Flüchtlinge.

Pignata. (sein Schrecken verbergend) Ich sage dir, wir kommen von Marino, und gehen in's Neapolitanische nach unserer Schäferey.

Der Pferdehüter. Also seyd ihr Hirten? — Hm! wenn man die weiße Haut da sieht, (indem er auf Pignata's entblößten Hals zeigte) sollte man nimmer glauben, daß es eine Hirtenhaut sey.

Pignata. (um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken) Wessen sind die Pferde?

Der Pferdehüter. Des Marquis Nunez. Aber warum geht ihr denn nicht den kürzesten Weg über das Gebirge von Riofredo?

Pignata. Es ist zu weit.

Der Pferdehüter. Zu weit? ha! ha! ha! es liegt ja da grade vor eurer Nase.

Pignata. Wohlan, was soll ich dir geben, wenn du mich zu Pferde nach Riofredo führst?

Der Pferdehüter. Ich darf nicht.

Pignata wiederholte seinen Vorschlag, bot ihm zwey Kopfstücke, und, nach einigem Weigern, versprach der Kerl ihm zu willfahren, doch müsse er noch vorher nach Hause laufen, um eine Messe zu hören. Diese unzeitige Andacht kam zwar dem eilenden Flüchtling sehr ungelegen, indessen vermu-

thete er nichts Arges, sondern bat nur, ihn unterdessen mit Brod zu versehen. Der Mensch hatte kein anderes Brod, als das für seine Hunde bestimmt war. „Gieb nur," sagte der hungrige Pignata, „es gilt gleich viel. Hier hast du einen „Giulio, wenn du zurück kömmst, so bring uns „besseres Brod und Wein mit."

Der Kerl griff begierig nach dem Gelde, holte seinen Sack von einer Eiche, gab das Hundebrod Preiß, und lief davon.

Diese Speise, welche kaum den Namen Brod verdiente, und aus einem eckelhaften Gemische von Hülsen, Sand und fast rohem Mehle bestand, wurde von den hungrigen Wanderern gierig verschlungen. Die frohe Aussicht, bald das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, würzte die magere Kost; denn der Pferdehüter hatte versichert, daß sie, auf dem angezeigten Wege, in wenig Stunden im Neapolitanischen seyn könnten. Mit dieser Hofnung legten sie sich in's Gras und entschlummerten. Aber die Unruhe ließ sie nicht länger als eine Stunde schlafen. Sie wunderten sich, ihren Mann noch immer nicht zurückkommen zu sehn, und fiengen an mißtrauisch zu werden. Mißtrauen verwandelte sich nach und nach in Furcht, sie raften sich plötzlich auf, und verbargen sich tief im Gebüsch.

Heil ihnen! denn kurz darauf erschien der Pferdehüter in Gesellschaft von drey Häschern. Er stieg auf die Spitze des Hügels und fieng an zu rufen:

„He da! He da! wo bist du, der zu Pferde nach „Riofredo will?“ — Als er keine Antwort erhielt, fieng er an, die Gegend umher zu durchsuchen, aber Franz und Pignata krochen immer tiefer in's Gebüsch, wo sie in Sicherheit bis zum Untergang der Sonne verweilten, dann sich aus dem Gesträuch heraus arbeiteten, und die erste beste Straße wählten, welche sie fanden.

Nicht lange, so begegnete ihnen ein Bauer, der von seiner Arbeit zurückkam, und von einem verdächtig aussehenden Schwarzmantel begleitet wurde. „Guten Abend,“ sagte der Bauer, „habt ihr „nicht eine Kuh gesehn?“

Nein versetzten die Wanderer, und giengen schnell vorüber. Der unruhige Pignata konnte sich nicht enthalten, den Kopf umzudrehen, und wurde gewahr, daß der Bauer und der Schwarzmantel ihnen nachsahen. Das war genug, ihn in Furcht zu setzen. „Laß uns,“ sprach er leise zu Franzen, „linker Hand in den Wald gehen, hier scheint „es mir nicht richtig.“ — Franz gehorchte, die Nacht wurde immer finsterer, und sie waren nicht weit gegangen, als sie plötzlich vor einem breiten Flusse standen. „Ich muß hinüber,“ rief Pignata, es gehe wie es wolle! mein Herz sagt mir, „daß wir hier in einer großen Gefahr schweben.“

Sie sprangen muthig in den Fluß, das Wasser gieng ihnen nur bis an den Gürtel, und als sie das jenseitige Ufer erreicht hatten, hörten sie bald,

daß Pignata's Herz kein Lügenprophet gewesen war. „He da!“ rief eine Stimme, „habt ihr „niemand wahrgenommen?“ — Die Stimme kam aus einer Gegend, wo ein Feuer angezündet war, bey dessen Schein man ein Häusgen, eine Brücke, und mehrere herumwandelnde Menschen bemerken konnte.

Eine Antwort schallte von oben herab aus dem Walde: „Ja! ja! sie haben sich im Busche ver„krochen.“

„Umringt den Berg!“ versetzte die Stimme unten, „und schickt die Hunde auf ihre Spur.“ — Plötzlich ertönte ein gräßliches Geheul in die Ohren der bebenden Flüchtlinge. Eine Meute Hunde, abgerichtet Menschenspur zu verfolgen, durchkreuzte den jenseitigen Wald in allen Richtungen; die Häscher lärmten und hezten, Pignata's Standhaftigkeit verließ ihn, seine Kniee wankten, er sank zu Boden, und hörte, in Todesangst, vier Stunden lang diese höllische Jagd, bald näher, bald entfernter, jede Minute erwartend, daß die Hunde seine Spur auch durch den Fluß verfolgen würden. Endlich hörten sie auf zu bellen, die Häscher trieben fluchend ihre Meute zurück in das Haus an der Brücke, und die Verfolgten kletterten die Anhöhe sachte hinauf, an deren Fuße ein kleiner Ort lag, der la Scarpa heißt.

Sie waren einige Stunden unter Oelbäumen fortgewandert, als sie mit anbrechendem Tage auf

die Landstrasse kamen, wo ihnen auch sogleich wieder ein Mensch begegnete, der einem Spione ähnlicher sah, als einem ehrlichen Manne. „Guten Morgen!“ rief er sie an, „wo geht ihr hin?“ — Nach la Scarpa, war die Antwort. — „Vielleicht um Brod zu kaufen?“ — Richtig. — „Seyd ihr etwa Schweinehirten?“ — Errathen. — „Wo habt ihr denn eure Schweine?“ — Unten am Berge. — „So? glückliche „Reise!“ — Er gieng, aber nicht weit; denn als ein heftiger Platzregen fiel, Franz sich unter einen Baum gestellt, und Pignata in eine dichte Hecke verborgen hatte; kehrte der Spürhund zurück, sah sich erst überall nach Pignata'n um, wunderte sich, Franzen allein zu finden, und fragte endlich: „warum gehst du denn nicht nach la Scarpa?“ — Weil es regnet. — „Aber dann stündest du „sicherer dort in der nahen Kapelle, als hier unter „dem Baume.“ — Es gilt mir gleich. — „So, so? — nun leb wohl!“ — Er maß Franzen noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen, und lief dann eilig nach la Scarpa.

Aber eben so eilig suchten die Pilgrimme zum heiligen Grabe der Freyheit einen sicherern Weg. Durch Weingärten, über Dornenhecken und Wassergraben, vom Regen durchnäßt, von Kälte erstarrt, den Magen mit Eicheln gefüllt, gelangten sie glücklich auf den Berg, hinter welchem Riofredo lag. Hier begegnete ihnen eine Bauerfamilie,

ein alter Mann, eine junge Frau, zwey kleine Knaben und ein Jüngling. Sie hatten zwey Esel bey sich, die sie mit Eicheln zu beladen kamen. Pignata, vom Hunger getrieben, bat um Gottes willen um ein Stück Brod.

„Das Frühstück ist schon verzehrt," sagte der Jüngling, „wir haben kein Brod mehr bey uns." Mitleid glänzte bey diesen Worten auf seinem Gesichte, und auch in den Zügen seiner Gefährten war deutlich zu lesen: „es thut uns herzlich leid, „daß wir dir nicht helfen können." — Pignata zuckte die Achseln, hob seinen Blick gen Himmel, sagte: Geduld! und wollte fürbaß gehn. Da trat dem jungen Weibe eine Thräne in's Auge, sie zog ein kleines Waizenbrod aus der Tasche, ein Leckerbissen, den sie vermuthlich für ihre Kleinen bestimmt hatte, und gab es einem der Knaben, um es dem Hungrigen zu bringen. Gerührt und hastig griff Pignata darnach, und wollte dem Kinde ein Stück Geld in die Hand drücken, aber das Weib und der Jüngling verboten dem Knaben es anzunehmen, grüßten sie freundlich und zogen in's Holz.

„Wahrlich!" rief Pignata, „wenn ich mich jemanden anvertrauen sollte, so wären es diese guten Menschen." — Er gieng mit Franzen seitwärts in den Busch, suchte dürres Holz, zündete ein Feuer an und trocknete seine Kleider, indessen Franz Eicheln briet, die der Hunger zu Kastanien umschuf.

Als sie eine Weile gesessen hatten, kam die Bauerfamilie, mit Eicheln beladen, zurück. Pignata faßte ein Herz, stand auf und näherte sich dem Jüngling. „Guter Freund," redete er ihn an, „warum verbotest du dem Knaben mein Geld zu „nehmen?"

Der Jüngling. Weil wir nicht gewohnt sind, uns bezahlen zu lassen, wo wir um Gottes willen geben.

Pignata. Denken alle deine Landsleute so brav?

Der Jüngling lachte: brav? — hm! —

Pignata. Du flößest mir den Muth ein, dich um einen Liebesdienst zu bitten.

Der Jüngling. Redet, wenn es in meiner Macht steht, soll es geschehn.

Pignata. Ich bin ein unglücklicher Verfolgter. Hast du nicht in Riofredo Soldaten oder Häscher gesehn, die einem Fliehenden auflauern?

Der Jüngling. Nein, das lüderliche Gesindel wagt sich nicht zu uns, wir würden es mit Knütteln todschlagen; denn wir erkennen hier keinen andern Herrn, als den Marquis Drago.

Pignata. Willst du mir denn wohl den Weg in's Neapolitanische zeigen?

Der Jüngling. Herzlich gern, kommt getrost mit mir. Ich habe euch anfangs wegen eurer großen Bärte für Hexenmeister gehalten; denn vor kurzem waren hier Franzosen, hol sie der Teufel!

die in diesen Gebirgen Schätze graben wollten, Sturm und Hagelwetter erregten, und die Feldfrüchte in der ganzen Gegend verdarben; aber wenn ihr Unglückliche seyd, so will ich euch schon durchhelfen.

Frohen Muthes giengen nun Franz und Pignata hinter dem Eseltreiber her. Sie kamen ohne Anstoß den Berg hinunter, hier wandte sich ihr Führer zur Rechten, und zeigte ihnen in der Ferne die neapolitanische Grenze. Pignata wünschte seine Begleitung bis dahin, aber er entschuldigte sich, daß er einen Herrn habe, und nicht länger wegbleiben könne. Als darauf Pignata seinem herzlichen Dank ein Stück Geld beyfügen wollte, schlug der biedere Jüngling es abermals aus. „Trinkt dafür auf meine Gesund„heit,“ sagte er.

Pignata erstaunte, so viel Uneigennützigkeit im Bauerkittel anzutreffen. Gerührt reichte er ihm die Hand, schüttelte sie, und sagte mit Herzlichkeit: „du bist ein guter Mensch, du wirst mich „kränken, wenn du das Geld nicht nimmst.“

Der Eseltreiber sah ihn starr an, und als er eine dankbare Thräne in seinem Auge erblickte, versetzte er feurig: „Ihr seyd ein ehrlicher Mann! „ich nehme das Geld euch zu Liebe, und will es „verwahren euch zum Andenken. Ich gehe mit „euch bis an die Grenze. Die Esel mit den Eicheln „mögen, wenn sie Lust haben, zum Teufel lau„fen! Kommt, und sollten wir Häscher antreffen,

„so gebt euch für Schweinehirten aus, die ge„kommen sind, Säue zu kaufen. Uebrigens schweigt „und laßt mich reden.“

Jetzt eilte er vor ihnen her, so schnell, daß sie mit ihren wunden Füßen ihm kaum zu folgen vermogten. Im Thale kamen sie an einen Kreuzweg. „Hier,“ sprach er, „ist die größte Gefahr; denn „in der Mühle dort rechter Hand halten sich ge„wöhnlich Häscher auf. Aber kommt nur mit mir „und seyd nicht bange. Dort jenseits erblickt ihr „eine Herberge, sie gehört dem Connetable Colon„na; auch da werdet ihr Häscher finden, aber es „sind Neapolitaner, die nur wegen der Getrayde „Ausfuhr dahin gesandt worden, und euch kein „Leides zufügen werden. — Seht da, hier steht „ihr an der Grenze.“

Er zeigte bey diesen Worten auf einen breiten und tiefen Graben, und legte einige Balken zurecht, um den Flüchtlingen hinüber zu helfen. Darauf küßte er Pignata'n auf die Stirn, schüttelte ihm die Hand und wünschte ihm Gottes Segen. Pignata hielt seine Hand fest: „wie heißest „du?“ fragte er gerührt. „Ich heiße Scipio,“ versetzte der brave Jüngling, schwang seinen Hut und gieng von dannen.

Pignata dachte an Scipio den Africaner, der einst so viel für Rom that, und dessen Namensvetter noch heute einen Römer rettete. Er schritt nun über den Graben, warf sich nieder auf den

neapolitanischen Boden, küßte wohl tausendmal die Erde, hob sein thränendes Auge gen Himmel, und von seinen Lippen tönte: Herr Gott dich loben wir! Franz stimmte leise und andächtig mit ein. Nachdem sie ihr Dankgebet verrichtet, giengen sie in die nahe Herberge, und erquickten sich mit Speise und Trank. Zwar quälten die dort befindlichen Häscher auch hier den Flüchtling mit hundert Fragen, aber er antwortete ihnen unbefangen und zuletzt trotzig, worauf sie ihn brummend zufrieden ließen.

Sie schliefen einige Stunden und setzten dann, bald zu Fuße, bald auf gemietheten Eseln, ihre Reise bis Vezzano fort. Hier trennte sich Pignata von dem ehrlichen Franz, dem er einen Brief an seinen Freund im Sabinischen mitgab, ihn nach seinen Kräften belohnte, und, nach einer herzlichen Umarmung, in Gottes Namen heim ziehen ließ.

Hier zu Vezzano, wo sich Pignata völlig sicher hielt, beschloß er einige Tage auszuruhen, und Gott in seinem Tempel für die wunderbare Befreyung zu danken. Als er eines Morgens Messe hörte, erblickte er einen Edelmann, den er vormals oft zu Rom gesehn, und der ihn aufmerksam zu beobachten schien, aber nicht erkannte, weil der lange Bart und die Bauertracht ihn verstellten. Nach der Messe kam der Edelmann auf ihn zu, ergriff ihn bey der Hand, und sagte: „mein Herr,

„der Connetable Colonna, dem ich diene, wünscht „zu wissen, wer Sie sind?“

„Gnädiger Herr,“ antwortete Pignata in einer bäurischen Mundart, „ich denke, man sieht es mir „wohl an, daß ich ein Bauer bin.“

„Mit nichten,“ versetzte der Andere: „man „weiß daß Sie im Wirthshaus ein eignes Zimmer, „ein Bett und Schreibzeug verlangt, daß Sie sich „die Füße mit Rosenwasser gewaschen, und den „Leib mit Essenzen gerieben haben; lauter Dinge, „die hier zu Lande kein Bauer thut.“

Da Pignata sah, daß kein Leugnen half, nannte er den Edelmann bey seinem Namen, und foderte sein Ehrenwort, ihn nicht zu verrathen. Als der Andere sich so unvermuthet nennen hörte, wurde er immer neugieriger, beschaute den Fremdling vom Kopf bis zu den Füssen, konnte sich aber nicht auf seine Züge besinnen. „Gern,“ sagte er, „gebe „ich Ihnen mein Ehrenwort, und das Wort mei„nes Herrn oben drein. Doch nun lassen Sie mich „die Frage wiederholen: wer sind Sie?“

Ich bin Pignata.

Bey diesen Worten fiel ihm der erstaunte Edelmann um den Hals. „Mein Gott!“ rief er, wie „war es möglich, den zahllosen Spürhunden zu „entschlüpfen, welche ihnen überall aufpassen?“ — Hastig schleppte er ihn mit sich zu seinem Herrn, dem Connetable, der ihn gütig empfieng, und sich freute, einen so merkwürdigen Mann zu sehen, von

dem Rom vier Wochen lang gesprochen hatte, ihm aber auch wohlmeynend rieth, nicht lange in Bezzano zu verweilen, weil er, wenn Nachfrage geschähe, es mit der Inquisition nicht verderben dürfe. „Gegen jedes andere Gericht,“ sagte er, „wollte „ich Sie gern schützen, aber die Inquisition — Sie „verstehn mich. Spielen Sie künftig in Wirthshäusern Ihre Rolle natürlicher, damit Sie kein „Aufsehn erregen.“

Beym Abschied rieth er dem Flüchtling, den nächsten Hafen zu suchen, um zu Schiffe nach Venedig zu entkommen, ein Rath, den Pignata zu befolgen beschloß. Als er aber das Städtgen Bezzano im Rücken hatte, und seine Baarschaft überzählte, fand er, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und daß er diese Reise nicht vollenden könne, wenn die versiegende Quelle nicht vorher irgendwo einen Zufluß erhalte. Er nahm sich daher vor, seine Zuflucht zu einer Base zu nehmen, die in einem kleinen Orte, an der neapolitanischen Grenze wohnte, und sich bis dorthin für einen Pilgrimm auszugeben, der zu unserer lieben Frauen nach Loretto wallfahrte. Nach mancherley Abentheuern, wo er bald in Schaafställen auf Stroh übernachtete, und den Hirtenknaben zum Dank Legenden erzählte, bald seinen Hunger mit Erdschwämmen stillte; hier im Gebirge vor Wölfen floh, und dort auf den Schultern eines herculischen Hirten über einen reissenden Strom setzte; heute in einer Bauerhütte und

morgen in einem Capucinerkloster herbergte; erreichte er endlich eines Abends glücklich den Wohnort seiner Base. Es war Dämmerung, als er in das Städgen trat, wo er in seinem neunten Jahre auf seiner Base Hochzeit gewesen war. Die Eindrücke der Kindheit verlöschen langsamer, als die des Jünglingsalters; er erinnerte sich noch dunkel der Gegend, wo ihr Haus stand, er klopfte aufs Gerathewohl da an, wo er ihre Wohnung vermuthete, und sieh da, er hatte sich nicht geirrt. Eine Magd trat heraus. „Der Herr ist nicht zu Hause,“ sagte sie, „aber die Frau.“

Pignata ließ sie rufen, gab vor, er habe einen Brief an ihren Mann zu bestellen, dessen Rückkunft er abwarten wolle, und bat indessen um Erlaubniß, in der Küche ein wenig ausruhen zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde ihm, wie es schien, nicht ganz gern verstattet, besonders da er auf die Frage: „wo ist der Brief?“ nicht gleich mit seinem Creditiv herausrückte. Ein liebenswürdiges siebenzehnjähriges Mädgen erschien, und Mutter und Tochter beobachteten ihn mißtrauisch, weil sie ihn für einen verkappten Banditen hielten. Pignata lächelte verstohlen, und lenkte das Gespräch auf die Familie seiner Base, mit der Bitte, ihm Nachrichten davon mitzutheilen.

Die Frau wurde bald geschwätzig, weil es eine Materie war, von der ihr Herz mit sprach. „Ach!“ hub sie an, „ihr reißt mir alte Wunden wieder

„auf. Ich bin fern von meiner Heymath verhey„rathet worden, und diese Entfernung allein trübt „zuweilen mein häusliches Glück. Vorigen Som„mer reiste einer meiner Vettern, ein Priester, „von Wien nach Rom, und holte meine alte Muh„me von dort nach Deutschland. Sie übernach„teten hier, unsere Trennung war schmerzlich, und „nun werde ich sie wohl nie wieder sehen. Ein „anderer Vetter, ein Weltlicher, der einzige nahe „Verwandte, den ich noch in Italien habe, sitzt „zu Rom im Gefängniß des heil. Gerichts, wegen „einem vermaledeyten Herrn Gabrieli, den werde „ich wohl auch nicht eher als im Paradiese wieder „finden." Seufzer und Thränen begleiteten diese Erzählung.

Die Erwähnung seiner alten Mutter brach Pignata's Herz. C e c i l i a! sagte er, indem er seine Hand ausstreckte. Die Frau erstaunte, sich bey ihrem Vornamen nennen zu hören. „Cecilia! „Pflegerin meiner glücklichen Kindheit! ich bin der „arme Vetter, der sich durch ein halbes Wunder„werk aus seinem Kerker rettete." — Kaum hatte er die Worte herausgestoßen, als Mutter und Tochter an seinem Halse hiengen. Auch der Mann kam bald darauf nach Hause, und die ganze Familie wetteyferte, ihm durch Liebkosungen zu zeigen, welchen warmen Antheil sie an seinem Schicksale nehme. Er wurde, um seiner Sicherheit willen, in ein entlegenes Zimmer einquartiert, aufs Beste

bewirthet, neu gekleidet, mit reiner Wäsche versehn, und von seinem langen Barte befreyt.

Hier erhielt er auch die einzige und letzte Nachricht von seinem unglücklichen Freunde Alfonsi. Ein Mann, der vor kurzem aus Rom gekommen, erzählte, daß man so grausam gewesen, ihn mit aller möglichen Sorgfalt von seinem Beinbruche zu heilen, um ihn nachher desto länger und empfindlicher quälen zu können; daß Alfonsis Gattin, als sie sein erbärmliches Schicksal und das Schwinden ihrer letzten Hofnung erfahren, in eine tiefe Schwermuth gefallen, bald darauf krank geworden, alle Hilfe verschmäht habe, und gestorben sey; daß man übrigens noch immer mit hartnäckiger Beharrlichkeit den glücklich Entsprungenen verfolge, und entschlossen sey, ihm bis übers Meer nachzuspüren. Seine Muhme rieth ihm daher, sich je eher je lieber nach Venedig einzuschiffen, um so mehr, da er zur Carnevalszeit seinen Bruder daselbst antreffen würde. Ein Platz auf einem Schiffe wurde gemiethet, Pignata mit zureichendem Reisegelde versehn, und, nachdem er seine Kräfte, durch die herzliche Verpflegung seiner liebreichen Verwandten, vollkommen wieder erlangt, riß er sich los aus ihren zärtlichen Umarmungen, und eilte in den Hafen zu dem Schiffer, der ihn unter dem Namen Philipp von Vechi kannte. Bey diesem Manne, der nur auf günstigen Wind wartete, sollte er bis zur Abfahrt

verweilen, Kost und Wohnung waren voraus bedungen.

Jetzt stoßen wir auf ein psychologisches Phänomen in Pignata's Character. Es gieng ihm wie manchem Kaufmanne, der, wenn er zu handeln anfängt, manche mißliche Speculation wagt, und mehr als einmal seinen kleinen Fond auf das Spiel setzt; so bald er sich aber ein ansehnliches Vermögen erworben, vorsichtiger wird, und, wenn er Schiffe in See hat, vor jeder Wolke zittert. Pignata, der von Gefahren umringt, immer so vielen Muth, Standhaftigkeit und Geistesgegenwart bewiesen hatte, er, der sich schmeicheln durfte, die drohendsten Hindernisse durch Glück und Kühnheit überwunden zu haben, verlor plötzlich in der ersten Nacht, welche er in der Wohnung des Schiffers zubrachte, alle jene Eigenschaften, wälzte sich schlaflos auf seinem Lager, schuf sich Schreckbilder, zitterte vor der Möglichkeit, daß der widrige Wind noch viele Wochen anhalten, daß ein Zufall, oder vielleicht gar die weibliche Schwatzhaftigkeit seiner Muhmen ihn verrathen könne; kurz, er verlor den Kopf so ganz, daß er am andern Morgen, unter dem Vorwand in die Messe zu gehn, entfloh, ohne einmal seinen bestürzten Verwandten Nachricht von dieser Flucht mitzutheilen. Eine Kiste mit Früchten, Schinken und dergleichen, welche man ihm zum Geschenk für seinen Bruder mitgegeben, ließ er im Stiche, durchstrich, ohne eigentlich zu wissen,

was

was er wollte, das Königreich Neapel, und setzte von da nach Messina über.

Auch hier hatte er wiederum Anwandlungen von Zagheit und panischem Schrecken, denn als er eines Tages auf der Straße einem Kastraten begegnete, den er vormals zu Rom gesehn hatte; der aber jetzt an ihm vorüber gieng, ohne auch nur einen Blick auf ihn zu werfen; so hielt er sich, um dieses Zufalls willen, in ganz Italien nicht mehr für sicher, sondern entwarf schimärische Projecte, nach Asien zu gehen, und den Rest seines Lebens in Persien zuzubringen. Er verließ Sicilien so bald als möglich, und kehrte zurück nach Policastro, von da er den Weg nach dem Apenninischen Gebirge nahm.

Hier wurde er eines Abends von zwey Straßenräubern angefallen, die ihn mit Knütteln halbtodt schlugen, und ihm alles, auch seine Kleider raubten. Er lag mehrere Stunden bewußtlos, bis körperlicher Schmerz ihn wieder ins Leben rief. Er fand sich mit Beulen bedeckt, im bloßen Hemde und nur von einem paar Unterhosen bekleidet. Es war Nacht geworden. Ein Licht in der Ferne ermunterte ihn, seine letzten Kräfte aufzubieten, er kroch dem Lichte nach, und gelangte zu einer Schäferey, wo man ihn willig aufnahm, seine Wunden mit warmen Weine wusch, seine Blöße mit Schaffellen bedeckte, und ihm eine Schale Milch vorsetzte. Der Schlaf auf frischem Heu stärkte ihn

ein wenig, am andern Morgen gaben ihm die gutherzigen Schäfer noch ein Brod und eine Flasche Milch, und zeigten ihm darauf den Weg nach Otranto.

Nicht weit von den Thoren dieser Stadt begegnete ihm ein Priester. Pignata näherte sich demüthig und bat um ein Allmosen.

Der Priester. Was bist du für ein Landsmann?

Pignata. Ein Römer.

Der Priester. (heiter lächelnd) Alles, was von Rom kommt, ist mir willkommen, denn durch redliche Freunde und mächtige Gönner habe ich dort mein Glück gefunden. (er fuhr bey diesen Worten in die Tasche, um ein Stück Geld hervorzusuchen) Hast du, fuhr er redselig fort, den Cardinal Basadonna gekannt?

Erschüttert durch diesen Namen, rief Pignata feurig: „Er war mein erster Wohlthäter! ich habe „ihm viele Jahre als Secretair gedient.“

Der Priester. (erstaunt) Du? — Secretair des Cardinals Basadonna? — um Gottes willen? — wer bist du? — (er betrachtete ihn genauer) wär' es möglich! — diese Züge — mein Herr — ihr Name ist Pignata? —

Und sieh da, es fand sich, daß dieser ehrliche Priester, durch Pignata's Vorsprache, Canonicus der Hauptkirche zu Otranto geworden war. Damals brachte er ihm dankbar ein Fäßgen Rosinen

und einige Schinken, als Producte seines Vaterlandes, wollte auch, troß seiner Armuth, noch einen Beutel voll Geld hinzufügen; die Rosinen nahm Pignata, das Geld schlug er aus, und verband sich so, ohne es zu wissen, einen Menschen, den das Schicksal ihm in der Noth zum größeren Wohlthäter bestimmt hatte. Eine Großmuth, die in seiner damaligen Lage ihn so wenig kostete, trug ihm jetzt reichliche Zinsen.

Der Priester schien außer sich für Freuden über die Gelegenheit, eine Schuld abtragen zu können, die seinem Herzen unvergeßlich war. Er führte Pignata'n in sein Haus, speiste den Hungrigen, bekleidete den Nackenden, verdung ihn auf ein Schiff, welches eben nach Vallona segeln wollte, versah ihn reichlich mit Lebensmitteln, und als er von ihm schied, drückte er ihm einen Beutel in die Hand, mit den Worten: „Dießmal werden „Sie nicht verschmähen, was Sie vor acht Jah„ren so großmüthig ausschlugen.“ — O! es thut wohl, auf den Steppen voll Pfaffenunkraut, zuweilen auch auf ein Blümgen zu stoßen, welches Wohlgeruch duftet.

Anfangs segelte das Schiff mit günstigem Winde, bald aber verschlug es ein Sturm nach Zara in Dalmatien. Durch seine Widerwärtigkeiten klüger gemacht, entsagte Pignata nunmehr seinen Träumen von Persien, und beschloß abermals mit der ersten Gelegenheit nach Venedig zu gehen. Er

verschaffte sich einen Gesundheitsschein unter dem Namen Casper Fidele, verließ das Schiff, welches ihn hieher gebracht, und gieng in den Hafen, ein anderes zu suchen, welches nach Venedig zu steuern gedenke. Man zeigte ihm eine Tartane, die, so wie er, durch den Sturm genöthigt worden war, in Zara einzulaufen. Er bestig das Verdeck, und das Erste, was ihm in die Augen fiel, war die für seinen Bruder bestimmte Kiste mit Früchten. Er konnte sie nicht verkennen, denn er hatte selbst die Signatur darauf gemacht. Erstaunt sah er sich um, und wurde gewahr, daß er auf dem nämlichen Schiffe sey, von welchem ein panischer Schrecken ihn in die weite Welt gejagt hatte.

Die Kleider die er zu Otranto erhalten, und der Knebelbart, den er sich während dieser Zeit wachsen lassen, verhinderten den Schiffspatron, einen Fremdling zu erkennen, der nur wenige Stunden unter seinem Dache geherbergt hatte. Er gedachte des Philipps von Vechi mit keiner Sylbe, sondern nahm den Caspar Fidele willig auf.

Nach einer beschwerlichen Farth kamen sie glücklich zu Venedig an, wo ihn sein Bruder mit unaussprechlicher Freude empfieng, und nach geendigtem Carneval, ihn mit sich nach Grätz führte. Seine alte Mutter lebte noch — ich bin nicht so kühn, die Freuden des Wiedersehens zu schildern.

Indessen hielt der Pabst Wort, und verfolgte ihn, selbst bis in diesen entfernten Schlupfwinkel.

Auf Ansuchen des Nuntius zu Wien, kamen Requisitionen nach Grätz, und der Fürst von Eckenberg konnte ihn nicht schützen, so gern er auch gewollt hätte. Das Haus seines Bruders wurde eines Tages plötzlich von Soldaten umgeben, und Pignata entwischte nur mit genauer Noth.

Er irrte nun eine Zeitlang in Deutschland umher, wo die Unkunde der Sprache ihn in manche Verlegenheit setzte. Vergebens suchte er überall eine bleibende Stätte, und war schon im Begriff, über Hamburg nach England, und von da nach Indien zu gehn, als er endlich zufälligerweise in Augsburg einen Mahler, Namens Meyer, kennen lernte, der ihm Empfehlungsschreiben nach Hannover gab. Dort wurde er Secretair der italiänischen Korrespondenz des Herzogs Georg Wilhelm von Zelle, nach dessen Tode er eine ansehnliche Pension erhielt. Er starb zu Hannover im Jahr 1724, und war, bis in sein hohes Alter, ein schöner, gefälliger und geistreicher Mann.

Es ist ein ehrenwerther Zug in seinem Character, daß er, trotz der päbstlichen Verfolgungen, und ungeachtet er endlich die so lang erseufzte und so sauer erkämpfte Ruhe in einem protestantischen Lande gefunden hatte, doch nie seinen Glauben verleugnete. Er hielt das für eine kindische, einem Philosophen unziemliche Rache.

Mein litterarischer Lebenslauf.

Ich habe als Schriftsteller Gutes und Böses erfahren, beydes in reichem Maaße, beydes oft unverdient. Ich bilde mir ein, es könne Jünglingen, welche diese schlüpfrige Bahn betreten wollen, zu großem Nutzen gereichen, wenn sie die Erfahrungen eines Mannes lesen, der zwar nicht am Ziele steht — denn wie wenige erreichen es! — aber doch lange vor ihnen auslief; der sich in einen Kreis mit ihnen setzt, und ohne Schminke erzählt, wo er strauchelte, wo er fiel; wo er beräuchert oder begeyfert, geneckt oder getäuscht wurde; wo die Muse ihm winkte, oder wo er eine Bachantin für eine Muse ansah.

So sammelt euch um mich, ihr Unerfahrenen, die ihr die Spitzen eurer Stäbe nur erst in den Honig des Parnasses tauchtet, und meynt, er müsse euch wohl bekommen, weil er süß ist; laßt euch nieder, und hört mir zu. Ihr seht, ich habe es mir bequem gemacht, meine Seele ist im Negligee, und meine Lippen sind geöffnet, eben so aufrichtig zu bekennen, wo die Eitelkeit mich zwickte, als wo das Gefühl für das Wahre und Schöne mich durchwärmte.

Auch will ich mir diese Aufrichtigkeit gar nicht zum Verdienst anrechnen, denn es giebt Lagen des

Lebens, in welchen es eben so leicht wird, Gutes zu thun, als seinen Ueberrock anzuziehen, und das sind gewöhnlich diejenigen, wo man den ganzen Tag im Ueberrock herumschlendern darf; wo man sich nur bückt, um eine Blume zu pflücken, und nie um einen Handschuh aufzuheben, oder ein Namensfest zu verherrlichen; wo man mehr Freude über die ersten Mayknospen, oder den ersten Zahn des jüngsten Buben empfindet, als über die gnädigen Worte des Gönners: Sie speisen heute bey mir. Wenn man abgeschieden von der großen Welt in ländlicher Ruhe lebt, wenn Zufriedenheit und Genügsamkeit das Herz jeder Freude, und folglich jeder Tugend öffnen; wenn man nur von wenigen Lieben umgeben ist, die des Herzens nie unedle Regungen von den Verirrungen des Kopfes schon längst geschieden haben; o dann bekennt man gern jedes Unrecht, dessen man sich schuldig glaubt; man tritt mit Freudigkeit vor das Publikum, weil nur die Stimmen der gutmüthigen Beurtheiler in der Einsamkeit wiederhallen, die Stimmen derer, welche die Worte des Erzählers nicht verdrehen, nicht bespötteln, nicht hämisch deuteln.

„Wo ist der Mann von Geist, der nie eine Albernheit sagte? wo ist der Biedermann, dem nie „etwas Tadelnswürdiges entschlüpfte, etwas das ihm „nicht von seinem Herzen dictirt wurde? versucht „es einmal, ein Register allein über die Fehler

„des vollkommensten Menschen zu halten, unter„drückt einmal alles übrige sorgfältig, und laßt „uns dann hören, wie die Welt über diesen Men„schen urtheilen wird.“ *)

Wohlan dann! ihr bösen Krittler! ihr Ehrabschneider von Profession! was kümmert euer Bellen den frohen Mann in seiner Einsamkeit? hat er doch nur ein Weib und ein paar Freunde, die ihn kennen und lieben; drum bellt! ihr elende Söldner! dieses Weib, diese Freunde werdet ihr ihm nicht vom Busen wegbellen.

Wenn ich behaupten wollte, ich schriebe dieses Büchlein blos den Jünglingen zu Nutz und Frommen, so würde ich eben so unwahr reden, als ein Buchhändler, der seine Bücherpreise blos deswegen herabsetzt, um den Liebhabern der Wissenschaften den Ankauf zu erleichtern. Nicht doch, liebe Freunde! es sind Ladenhüter, die er gern los seyn mögte, und so lag auch diese Schrift schon seit fünf Jahren in meiner Seele, ich muß sie herausschaffen, um Platz zu bekommen. Mir selbst verspreche

*) Eh! quel est l' homme d' esprit, qui ne dit jamais de sottise? quel est l' honnête homme, auquel il n' échappe jamais un propos répréhensible que son Coeur n'a point dicté? si l'on tenoit un registre exact de toutes les fautes que l' homme le plus parfait a commises, et qu'on supprimât soigneusement tout le reste, quelle opinion donneroit on de cet homme là?

Rousseau. Dialogues.

ich Genuß davon, unbekümmert um fremde, vielleicht verwöhnte Gaumen; denn ich habe überhaupt in meinem Leben nur ein Buch und eine Broschüre andern Leuten zu gefallen geschrieben, und das wurden gerade meine schlechtesten Arbeiten. Alle meine Schauspiele hingegen, Alles was etwa Rührendes oder Schönes aus meiner Feder floß, schrieb ich für mich, und die Stunde, in der ich es schrieb, lohnte mir köstlicher, als Publikum und Verleger.

So soll denn auch jetzt meine Phantasie den ersten Schnee wegschmelzen, der heute vor meinen eigenen Fenstern gefallen ist; was kümmern mich fremde Fenster? Nebenher soll es mich wohl herzlich freuen, wenn auch andere Leute, in Winkeln der Erde, wo heute am dritten Oktober noch kein Schnee fällt, mein Büchlein gern lesen, und nicht gewahr werden, daß es beym ersten Frost geschrieben worden; doch behüte mich der Himmel vor der gefährlichen Jagd nach Beyfall! — Diesem lieblichen Singvogel aufthun, wenn er an mein Fenster pickt, das will ich mit Freuden — und wer thäte es nicht gern! — aber in Schlingen mag ich ihn nicht fangen.

Hervor ihr Zauberbilder meiner frohen Kindheit! Die Erinnerung an euch ist kaum noch mit meinem Ich verwandt. Hervor! umgaukelt mich, ihr holden Schatten! — Guter Gott! laß aus dem Meere der Vergangenheit jene süßen Stunden noch

einmal, wie ein dünner Nebel, vor meinen Blicken emporsteigen! — Da stehe ich und schaue den Strom hinab, immer weiter und weiter führt er meine Blumen, bis sie fern auf dem Rücken einer Welle noch einmal schimmern, ehe sie untertauchen und verschwinden.

Hasche diesen letzten Schimmer! — siehst du den Knaben, der mit starrem Auge an dem Munde seiner Mutter hängt, wenn sie an Winterabenden ihm und seiner Schwester ein gutes Buch vorliest! — Das warst du! — siehst du ihn wieder, wie er den Stuhl zum Tische macht, und die Fußbank zum Stuhle? wie er gierig an einem Romane schmaust, indessen Ball und Steckenpferd in Winkeln zerstreut liegen? — Das warst du! —

Meine gute Mutter — Gott sey Dank! sie lebt noch! sie hört meinen Dank noch! — Meine gute Mutter entsagte, als eine noch sehr junge Wittwe, manchem Reiz und manchem Genuß des Lebens, um sich ganz für die Bildung ihrer Kinder aufzuopfern. Sie besaß Geschmack, Belesenheit, zartes Gefühl, und einen reichen Schatz von duldender Mutterliebe; mit diesen Eigenschaften konnte sie ihren Zweck nicht ganz verfehlen.

Sie hat mir zwey oder drey Hofmeister gehalten, Kandidaten der heil. Theologie, die, während sie mit Sehnsucht harrten, daß ein göttlicher Beruf ihnen eine kleine Heerde anvertraue, mich ihre Hirtenstäbe weidlich fühlen ließen, und keine

Mühe sparten, ein Schaaf aus mir zu machen. Der eine war ein physiognomischer — der andere ein verliebter Theolog; der eine kritisirte meine Nase, der andere brauchte mich zum Postillon d'amour. Aber was jene verdarben, wußte meine Mutter immer wieder gut zu machen. Ein Abend in ihrem Zimmer, eine Vorlesung von ihr, war mehr werth, als die ganze Plackerey mit Langens Colloquiis und Luthers großem und kleinem Catechismus. Jene ließen den Papagoy schwatzen, sie lehrte den Knaben fühlen. Sie flößte mir den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch ein. Ich zählte vielleicht kaum fünf oder sechs Jahre, als schon oft ein Buch mich von meinem Schauckelpferde lockte.

Das Erste, dessen ich mich lebhaft entsinne, und dessen zahlreiche Bände ich, nach oben beschriebener Weise, auf eine Bank gekauert, gelesen und wieder gelesen habe, waren die damals beliebten Abendstunden, eine Sammlung kleiner Erzählungen aus verschiedenen Sprachen, auf deren Titelblatt ein schlafender Hund zu schauen ist, mit der Umschrift: non omnibus dormio. Ich weiß nicht, worauf der Schlummer dieses Hundes sich bezog, aber das weiß ich, daß ich noch jetzt an keinem schlafenden Hunde vorübergehe, ohne an die Abendstunden zu denken.

Diejenige Erzählung in jener Sammlung, welche den ersten großen Eindruck auf mich machte,

mir die ersten Thränen der Rührung kostete, war die Geschichte von Romeo und Julie, aus welcher Weisse nachher den Stoff zu seinem Trauerspiele nahm. Sie erschütterte mich so tief, daß vielleicht damals schon der erste Grund zu meiner Vorliebe für rührende Erzählungen in mir gelegt wurde. Das Zweyte, mich anziehende Buch, war Dom Quixotte, der freylich lange nachher von Herrn Bertuch sehr viel besser übersetzt worden ist, mir aber nie wieder so viele Freude gemacht hat. Ein Kind bringt zu seiner Lectüre, wie zu seinen Spielen, mehr Empfänglichkeit, mehr Reizbarkeit mit; daher glaubt es in beyden den Zauber zu sehn, den, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur die Frischheit seiner Empfindungen ihnen leyht, so wie auch ein halb welkes Blatt schön ist, wenn das Morgenroth darauf glüht. Daher kommt es zuweilen, daß der Jüngling — und selbst der Mann — sich auf die Lectüre eines Buches freut, das in seinen Kinderjahren ihm Entzücken gewährte. Es gelingt ihm endlich dessen habhaft zu werden, er liest, und wundert sich, nicht mehr dieselbe Unterhaltung zu finden. Mein Geschmack, denkt er, hat sich verfeinert. Ach nein! Du brachtest nur nicht die nämliche Empfänglichkeit mit. Um jede deiner Nerven beben zu machen, bedurfte es damals nur einer leisen Berührung, jetzt muß man dich schütteln. Und sollte es auch wahr seyn, daß dieser Unterschied durch Verfeinerung

des Geschmacks erzeugt würde, so wäre es doch nur eine traurige Wahrheit, die den Kreis unserer geistigen Vergnügungen nur enger zusammen zieht. Wir wollen blos Meisterwerke lesen, wir sind stolz darauf, daß allein diese uns Unterhaltung gewähren, und doch preisen wir den gnügsamen Menschen glücklich, dem seine Kohlsuppe eben so gut schmeckt, als Friedrich dem Zweyten seine Polenta. Ist denn die Gnügsamkeit nur eine körperliche Tugend?

Halt! ehrlicher Dom Quixotte, du führst mich zu weit. Empfange meinen Dank, und theile ihn mit Sancho Pansa. Ihr seyd ein paar gute Gesellschafter, ich bin gern mit euch in den Wirthshäusern herumgezogen, bis Robinson Crusoe mir aufstieß, dieser Wundermann, der mich, wie jeden Knaben, mit unwiderstehlicher Gewalt an sich riß, den ich geiziger verwahrte, als mein bestes Spielzeug; mit dem ich oft auf den sogenannten rothen Gang, auf die Schwelle des Pferdestalles floh, um fern von der Trommel meiner Gespielen, ungestört mit ihm auf die Ziegenjagd zu gehn. Die Glocke zum Vesperbrod tönte, ich hörte sie nicht! Die Sonne gieng unter, ich las mir in der Dämmerung die Augen trübe. O! wie sehnlich wünschte ich damals, daß mir doch einst das Glück beschieden seyn mögte, auf eine wüste Insel verschlagen zu werden! wie herrlich schmeckten mir im Geist die Brodkuchen, die Robinson in der Erde

buck, und das Ziegenfleisch, das er in selbst verfertigten Töpfen kochte!

Ich fieng an, Jagd auf alle die abentheurlichen Robinsons zu machen, welche die Nachahmungssucht in meinem lieben Vaterlande hervorbrachte; aber wo war einer, der dem Original an Kraft, Natur und Interesse gleich kam? — Die Insel Felsenburg galt freylich viel bey mir, die Erscheinung des Geistes, der sich in Gestalt einer Wolke über das Wasser wälzt, erregte mir einen angenehmen Schauder: auch Robert Pierrot erzwang sich meinen Beyfall, besonders da, wo er aus der Höhle mit Todtenköpfen kanonirt wird; aber es war doch alles nichts gegen den ehrlichen Robinson Crusoe, den ich bewunderte, und seinen Freytag, den ich herzlich lieb hatte, und der mir durch sein Entzücken, beym Wiederfinden seines gebundenen Vaters, süsse Thränen entlockte.

Insel, und besonders wüste Insel, war damals ein Zauberwort für mich, an welches sich eine Reyhe lieblicher Bilder knüpfte. Ich dachte zuweilen: warum lerne ich decliniren und conjugiren und exponiren? wäre es nicht besser, ich lernte ein halbes Dutzend Handwerke, damit ich mir künftig einmal zu helfen wüßte? Denn wenn der Himmel mir meinen brennendsten Wunsch gewährt, so wirft er mich in einem lecken Schiffe einst auf eine Klippe, und läßt mir nichts als ein Wrack, um mir aus den Trümmern eine Hütte zu bauen. —

Wer hätte geglaubt, daß ich nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts diesen Wunsch eben so brennend erneuern würde! ich bin mit einem liebenden Herzen zur Geselligkeit gebohren, und folglich ist es mir Bedürfniß die Einsamkeit zu suchen; denn ich will lieber fern von bösen Menschen leben, und sie vergessen, als sie täglich sehn und hassen. Das Wort Insel ist mir noch immer ein Zauberwort, nur muß es eben keine Wüste seyn. Bey dem Worte Insel denke ich nicht mehr an Robinson Crusoe, sondern an dich, mein guter, treuer, geprüfter Freund! Die Insel, die du bewohnst, mein redlicher Ungern! soll mir die letzte Freystatt seyn. Wenn jemals das Schicksal mein Glück zertrümmert, so wirst du mir ein Plätzgen geben, wo ich ungestört eine Thräne auf das elende Wrack weinen darf.

Wenn die Perleninsel und die Insel Felsenburg, die schwimmende und die fliegende Insel, meine Phantasie zu überspannen drohten, so wußte meine Mutter, in den Abendvorlesungen, meinem weichen Gehirn mildere Eindrücke zu geben. Den Aesop las ich gern; mit Gellerts Fabeln und Liedern wurde ich bald befreundet, viele derselben wußte ich auswendig. Haller und Bodmer waren mir zu hoch, aber Gleim, Uz und Hagedorn gefielen mir, denn ich verstand sie. Sehr früh fieng ich an, diesen Sängern nachzuzwitschern. Ich erinnere mich noch ganz gut meines ersten poetischen

Versuchs. Ich mogte vielleicht kaum sechs Jahre alt seyn; das schließe ich daraus, weil ich mein Manuscript hinter dem Spiegel neben der Ruthe verwahrte. Es sollte ein ländliches Gemälde werden, wozu ich die Bilder aus allen mir bekannten Dichtern zusammen gestohlen hatte. Folgende zwey Zeilen kamen darinn vor:

Es singet die steigende Lerche,
Es hüpfen die Schäfgen am Berge —

Sie gefielen mir außerordentlich, weil sie so lustig dahin hüpften. Ich wußte nicht, daß es Dactylen waren, und zwar die einzigen im ganzen Gedicht. Mehrere Tage lang zerbrach ich mir den Kopf, um die folgenden Zeilen eben so artig mit tanzen zu lassen, aber vergebens! alle die übrigen waren und blieben schwerfällige Spondäen, und ich begriff gar nicht, wie es zugieng, daß man die Verse könne nach Gefallen zu Fuß gehn, oder gallopiren lassen.

Bald nachher wagte ich auch meinen ersten dramatischen Versuch. Die Fabel vom Milchmädgen und den beyden Jägern war mir, ich weiß nicht wo, in die Hände gefallen; die beliebte kleine Oper existirte noch nicht, oder wenigstens mir unbekannt. Ich machte ein Lustspiel, welches grade eine Octavseite lang war. Freylich fühlte ich wohl, daß es weit länger seyn müßte, um einem Lustspiel ähnlich zu sehn, aber wer lehrte mich die Kunst, den Faden fein lang zu spinnen?

Indessen hatte die Dichtkunst auch bey mir ihre gewöhnlichen Wirkungen geäußert, das heißt, sie hatte mein kleines Herz für die Liebe empfänglich gemacht. Ich hieng mich mit ganzer Seele an ein junges, liebenswürdiges, aber völlig erwachsenes Mädgen, welches nachher meine Tante wurde. Am 3ten May 1768, also an meinem siebenten Geburtstage, schrieb ich in ein Zeichenbuch, auf die leere Rückseite einer Zeichnung, einen enthusiastischen Liebesbrief, welcher nicht übel in der asiatischen Banise figurirt haben würde. Ich machte ihr darinn zärtliche Vorwürfe, (denn sie war so blind, den Oheim dem Neffen vorzuziehn) und bat sie zuletzt um die einzige Gunst, „ihre kleine weiße „Hand noch einmal zu küssen."

Der Umstand ist an und für sich sehr unbedeutend, aber ich führe ihn auch nur aus einer psychologischen und pädagogischen Rücksicht an. Meine Mutter nämlich wurde diesen Brief gewahr, sie fand, daß die Ausdrücke und Wendungen desselben die gewöhnlichen Fähigkeiten meines Alters übertrafen; sie ergötzte sich daran, und konnte der kleinen mütterlichen Eitelkeit nicht widerstehn, bey Besuchen in unserm Hause das Zeichenbuch hervorzuholen, und den Brief in meiner Gegenwart den Gästen vorzulesen, die denn natürlich immer herzlich darüber lachten. Ich spielte dabey eine höchst verlegene Rolle, und es ist die erste, tiefmarternde Empfindung meiner Seele, deren ich

Bayerische Staatsbibliothek München

mich zu erinnern weiß. Sie ließ einen bleibenden Eindruck bey mir zurück; je öfter die Vorlesungen wiederholt wurden, je höher stieg meine Erbitterung. Ich weinte im Holzstalle heiße Thränen der Schaam und des gekränkten Ehrgeizes, nahm endlich heimlich das verhaßte Zeichenbuch aus dem kleinen grünen Eckschranke, in welchem es verwahrt wurde, und warf es in's Feuer. Seit jener Begebenheit verlor ich in Herzensangelegenheiten das Vertrauen zu meiner Mutter auf lange Zeit, und Eltern und Erzieher mögen aus diesem Beyspiele lernen, wie vorsichtig sie mit zarten Kindern bey solchen Gelegenheiten umgehen müssen, und wie gefährlich jede öffentliche Beschämung ist, wäre sie auch nur im Scherz geschehn.

Die Liebe und der Hang zur Religionsschwärmerey sind, wie man weiß, sehr nahe mit einander verwandt. Auch dieser letztere ergriff mich einst in meinen Kinderjahren, ich war über allemaßen fromm, und wäre ich so fortgefahren, so müßte meine Mutter schon längst die Freude erlebt haben, welche einst der Mutter des heiligen Borromäus zu theil wurde. Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlassen, so gieng ich auch schon, um ganz ungestört zu beten, an einen heimlichen Ort, den die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Dort schloß ich mich sorgfältig ein, kniete nieder und betete, keine auswendig gelernte, sondern aus der Tiefe des Herzens hervorgepreßte, und mit

Thränen gesalbte Stoßseufzer. Ich weiß noch welche Mühe ich mir gab, Variationen in meinen frommen Seufzern anzubringen, damit Gott nicht glauben mögte, ich wolle ihm alle Tage das nämliche auftischen. Aus dieser Ursache waren mir auch Benjamin Schmolkens Morgen- und Abendandachten, trotz ihrer leichten Versification, sehr zuwider. Ich mußte sie oft in dem Zimmer meiner Mutter vorlesen, und dachte immer dabey: Gebete aus einem gedruckten Buche könnten Gott nicht wohlgefällig seyn, weil er doch schon alles wüßte, was darinn steht. Mit geistlichem Stolze sah ich zurück auf meine Betstunden, in welchen Gott, nach meiner Meynung, immer etwas neues erfuhr.

Soll ich sagen, was diesen Hang zur Frömmigkeit in mir erstickte? — man wird es schwerlich errathen: das Kirchengehn. An jedem Sonntage, Vormittag und Nachmittag, trieben die Hofmeister in Weimar ihre Zöglinge vor sich her in die Kirche. Dort durften wir nicht plaudern, nicht die Köpfe hin- und her drehen, nicht mit den gemahlten Engeln am Platfond liebäugeln, sondern mußten fein still sitzen, emsig zuhören, und wenigstens die Proposition und die Eintheilung einer schaalen Predigt aufschreiben oder im Kopfe behalten. Im Winter geschah das Aufschreiben mit verkrümmten Fingern, und im Sommer, wenn die Strahlen der Sonne so lieblich durch

die Kirchenfenster schimmerten, sehnten wir uns hinaus in's Freye.

In der Schloßkirche zu Weimar habe ich viele und große Langeweile erlitten. Ich fiel endlich auf ein Mittel, mir diese Trübsal etwas zu erleichtern: so bald ich nämlich von der Predigt dasjenige weggeschnappt hatte, was ich zu Hause wieder erzählen mußte, so setzte ich mich in einen Winkel, nahm das Weimarische Gesangbuch, und las die Geschichte der Belagerung Jerusalems, welche in einem Anhange erzählt wurde, und meiner Einbildungskraft reiche Nahrung gab. Das Geschrey des Wahnsinnigen, der auf den Mauern von Jerusalem Wehe! Wehe! ruft, schallte jeden Sonntag in meine Ohren, und da keine andere Lesebibliothek in der Kirche befindlich war, so las ich die Geschichte so oft, bis ich sie fast auswendig wußte.

Eltern und Erzieher! wollt ihr fromme Knaben bilden, so hütet sie vor dem Kirchengehn. Ich könnte schreckliche Beyspiele anführen, wozu Geschäftlosigkeit und Langeweile Kinder in der Kirche verleiten. Die Belagerung Jerusalems ist nicht immer bey der Hand, und die Reihe Wehe! zu rufen, kommt endlich an euch.

Meine exemplarische Frömmigkeit war nicht allein verschwunden, sondern ich fieng sogar an ein Zweifler zu werden; denn ich mogte ungefähr neun bis zehn Jahre alt seyn, als mein kindischer Ver-

stand an dem Begriffe von der Allmacht Gottes scheiterte. Ich fragte nämlich einst meinen Hofmeister: ob Gott auch einen andern Gott hervorbringen könne, der größer und mächtiger sey als er selbst? und als mir diese Frage verneint wurde, zog ich daraus den Schluß: Gott sey nicht allmächtig. Das schien mir so klar, daß ich nicht begreifen konnte, warum die Menschen nicht früher auf diese einleuchtende Wahrheit gefallen? und mir nebenher nicht wenig auf meinen Scharfsinn zu gute that. Mehrere Wochen hindurch nährte ich dieß stolze Gefühl meiner sich entwickelnden Seelenkräfte, versuchte auch wohl einigemal, aber vergebens, unter meinen Gespielen Proselyten zu machen. Der Eine lachte mich aus, der Andere hörte gar nicht darauf. Ich wurde es bald müde, mein nagelneues System zu predigen; die Lampe verlosch allmählig, da sie von der Eitelkeit keine Nahrung empfieng, und es blieb mir nichts übrig, als der angenehme Eindruck des Bewußtseyns meines ersten Selbstdenkens.

Damals starb in Weimar ein blühendes Mädgen von fünfzehn oder sechzehn Jahren an den Pocken. Sie war die einzige Tochter trostloser Eltern, und ganz im Stillen, denn sie wußte selbst nichts davon, die Geliebte eines Knaben, der schon zum Jüngling heranreifte. Er war mehrere Jahre älter als ich, aber da wir in einem Hause wohnten, und ich seinen verliebten Entzückungen ein gefälli-

ges Ohr lieh, so gab er sich, troß der Verschiedenheit unsers Alters, viel mit mir ab. Ich begleitete ihn zuweilen des Abends bis unter die Fenster seiner kranken Geliebten, wo wir oft Stunden lang uns ganz geduldig beschneyen uud beregnen ließen, ob wir gleich nichts als undeutliche Schatten wahrnehmen konnten, über welche wir uns dann unsere Vermuthungen mittheilten.

Einmal — es ist mir noch wie heute — sahen wir ziemlich deutlich den Schatten einer Person, die einen Löffel vor sich her trug, vermuthlich um der Kranken Arzeney zu reichen. Mein Gefährte fieng auf der Straße bitterlich an zu weinen; mir wurde das Herz weich, ich weinte mit, ohne zu wissen: warum? Sehr natürlich, daß diese Scene einen nie verlöschten Eindruck bey mir zurückließ, und daß mein Gefühl in diesem Augenblicke meinem körperlichen Wachsthum um einige Jahre vorauslief. Rauhes Wetter, Nacht, der trübe Lampenschein aus der Krankenstube, der Schatten mit dem Löffel, der auf die vorgezogene Fenstergardine fiel, der schluchzende Jüngling, der Gedanke: dort stirbt ein hübsches Mädgen, das du so oft hüpfen und tanzen gesehn; alles das setzte meine Einbildungskraft in stürmische Bewegung, und als das Mädgen nun wirklich starb, beweinte ich sie troß ihrem Liebhaber; fand aber bald eine Quelle des Trostes in mir, die für ihn nicht floß. Ich dichtete nämlich ein Elegie, und da kein erkünsteltes Dichter-

gefühl, sondern wahre Empfindung mich begeisterte, so gerieth dieses Product besser als alle meine bisherigen Versuche. Man sprach im Ernst davon, die Elegie drucken zu lassen. Der bloße Gedanke daran brachte mich außer mir vor Entzücken, und hätte es in meiner Macht gestanden, das Mädgen in's Leben zurück zu rufen, ich weiß nicht, ob ich es auf Kosten meiner Hirngeburt gethan haben würde. So übte zum erstenmale die allgewaltige Schriftstellereitelkeit ihre Tyranney über mich aus. Die Elegie blieb indessen ungedruckt, ich kann mich nicht mehr erinnern, aus welchen Ursachen; aber meinen Schmerz würde sie vertilgt haben, wäre auch das Mädgen meine eigene Geliebte gewesen.

Ich komme jetzt auf diejenige Begebenheit meines Lebens, die, durch ihre Folgen, den größten Einfluß auf meine Bildung gehabt, und mich von meiner zartesten Kindheit an unwiderruflich zum dramatischen Schriftsteller bestimmt hat. Der verstorbene Schauspieler Abt kam mit einer herumziehenden Gesellschaft nach Weimar, und schlug seine Bühne in der Reitbahn auf. Seit ich denken konnte, war in Weimar kein Schauspiel gewesen, und folglich meine Neubegier ohne Grenzen. Musäus, der gute vortrefliche Musäus, der mich schon als Kind liebte, und der damals noch Pagenhofmeister war, erbot sich, mich mit zu nehmen.

Mit einem heiligen Schauer betrat ich die Reit-

bahn, nie hatte ich etwas ähnliches in der Schloß-kirche empfunden. Die vielen Lichter, die versammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine, alles das spannte meine Erwartungen aufs höchste. Man gab den Tod Adams von Klopstock. Musäus stellte mich vor sich auf eine Bank, damit ich über die Köpfe wegsehn konnte. Der Vorhang rollte auf, ich war ganz Auge, ganz Ohr, mir entgieng kein Wort, keine Bewegung; ich wurde unwillig, wenn jemand von den Zuschauern hustete, oder sich ausschnaubte; ich strampelte auf meiner Bank mit den Füßen, wenn ein lästiger Nachbar den gefälligen Musäus anredete. Nein, nie! nie habe ich wieder einen mächtigern Eindruck auf meinen Geist empfunden!

Ich kam betäubt nach Hause. Man fragte mich, wie es mir gefallen? — Ach Gott! Gefallen war nicht das rechte Wort. Ich sollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünschte mir auf der Welt nichts mehr als das Glück, täglich einem solchen Schauspiele beyzuwohnen. Robinson Crusoe verschwand ganz aus meinem Gedächtniß, denn auf seiner Insel gab es kein Theater. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute so ruhig davon sprechen, und ihre Geschäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Meiner Meynung nach, hätten sie alle wie die Bürger von Abdera herumlaufen, und schreyen sollen: o du! der Götter und der Menschen Herrscher!

grösser Abt! — Fragte jemand meine Mutter: werden Sie heute ins Schauspiel gehn? und sie antwortete etwa: sie habe sich zu einem Spaziergang engagirt, oder sonst etwas dergleichen; so dachte ich bey mir selbst: mein Gott! wie ist es möglich, irgend ein anderes Vergnügen dem Schauspiele vorzuziehn, wenn man thun darf, was man Lust hat?

Unbeschreiblich war daher meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalia, diese Vertraute der Musen, eine stehende Bühne errichtete, und unstreitig die Beste, welche damals in ganz Deutschland zu finden war. Die Familien Seiler, Brandes, Böck und der unsterbliche Eckhof kamen nach Weimar.

Eckhof! du großer und guter Mann! ich segne deine Asche! du hast mein Herz und meinen Verstand gebildet, hast jede edle Empfindung in mir geweckt, und durch dein göttliches Spiel meine Vernunft und meine Phantasie mit Ideen und Bildern bereichert, welche ohne dieses Vehickel mir nie so anschaulich geworden wären. Oft wenn ich dich des Vormittags um zehn Uhr in einem schlichten Rocke, einer ungekämmten Perücke, und mit einem gebückten, höchst anspruchlosen Gange nach den Proben wandern sah, bewunderte ich im Stillen in dir den unbegreiflichen Mann, der des Abends, wenn er als König oder Minister auf die Bühne trat, zum Herrschen gebohren schien. Dort

waren deine lebendigen Darstellungen für mich eine Schule der Weisheit, und noch außer der Bühne, lehrtest du, anspruchloser Mann! mich das Verdienst vom äußern Prunk scheiden.

Als Richard der Dritte und als Herzog Michel, als Odoardo und als Vater Rode, blieb Eckhof immer gleich groß, unerreichbar! Man gab wöchentlich drey Vorstellungen, und die mütterliche Erlaubniß, ihnen beyzuwohnen, hieng theils von meiner Aufführung theils von meinem Fleiße ab. Eine knöcherne französische Gouvernante gebot in jenen Tagen über die größten Freuden meines Lebens. Wir lasen und übersetzten bey ihr die Werke der Madam Beaumont. Täglich gab sie mir einen Zettel mit nach Hause, worauf entweder die Worte: bon, oder mediocre, oder das Schreckenswort mal geschrieben stand. Im letztern Fall war an kein Schauspiel zu gedenken, meine Mutter blieb gewöhnlich unerbittlich. Wie oft habe ich, wenn Demoisell Louvel die Feder bereits eingetaucht hatte, um jenes fatale Wort niederzuschreiben, wie oft habe ich ihre schöne weiße Hand ergriffen — das Einzige, was an ihr schön genannt werden konnte — und mit Küssen und Thränen so lange bedeckt, bis sie das harte Urtheil milderte, und das vermaledeyte mal wenigstens in ein mediocre umschuf.

Meine Leidenschaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage. Da die Entree nicht bezahlt, sondern das Theater blos vom Hofe unterhalten, folg-

lich nur immer eine gewisse Anzahl von Billets ausgetheilt wurde, so traf es sich wohl zuweilen, daß ein so unbedeutender Knabe als ich, kein Billet erhielt; besonders an festlichen Tagen, wo etwa ein neues Stück, oder ein grosses pantomimisches Ballet aufgeführt wurde, und der Zulauf größer als gewöhnlich war. Dann wurde aber auch meine Begierde heftiger, und ich nahm meine Zuflucht zur List. Jeder Gang, jeder Schlupfwinkel im ganzen Schauspielhause, war mir so bekannt, als das Innwendige meiner Rocktasche, sogar unter dem Theater wußte ich eben so gut Bescheid, als der Mann, der die Lampen anzündete. Ich pflegte mich daher in solcher Noth an den Eingang zu stellen, der für die Schauspieler bestimmt war, dort schlüpfte ich behend an der Schildwache vorüber, und, um jeder Verfolgung zu entgehn, kroch ich sogleich unter das Theater, eine kleine Thüre führt von da in's Orchester, und ich befand mich plötzlich hinter den Paucken, die etwas erhöht standen, und wo meine kleine Person sich folglich sehr wohl befand.

Wollte der Himmel, ich hätte mich in Rücksicht auf das Schauspiel der Welt immer eben so geschickt benommen! hätte nie mit Neid und Bosheit, die überall Schildwache stehn, laut gehadert, sondern wäre immer fein säuberlich hinter ihnen weggeschlichen; hätte nie mich selbst auf die Bühne gewagt, sondern wäre immer unter dem Theater geblieben,

oder höchstens nur in das Orchester hinter die Pauken geschlüpft, ohne jedoch die Pauken auch nur mit einem Finger zu berühren. Wohl dem Lampenputzer, der weder beklatscht noch ausgepfiffen wird, und der, wenn er daheim, bey verschlossenen Thüren, eine frohe Familienscene aufführt, mit Greſſet ausrufen darf:

Une éternité de gloire
Vaut-elle un jour de bonheur?

Ich darf kühn behaupten, daß ich unter allen Zuschauern, groß und klein, immer der aufmerksamste war. Zum Beweise mag der Umstand dienen, daß ich Lessings Emilia Galotti von einem Ende bis zum andern auswendig wußte, ohne das Buch jemals in Händen gehabt zu haben. Ich muß aber auch zur Ehre des damals in Weimar herrschenden, durch das Beyspiel einer liebenswürdigen Fürstin gebildeten Geschmacks, hinzufügen, daß Emilia Galotti sehr oft, und immer bey vollem Hause gegeben wurde. Die Rolle des Odoardo war Eckhofs Triumph! Madam Mecour als Emilie, Herr Böck als Prinz und dessen Gattin als Claudia, Herr Brandes als Marinelli, und endlich besonders Madam Seiler als Orsina, boten alles auf, dieß Meisterstück unserer dramatischen Dichtkunst würdig darzustellen. Auch Engels dankbarer Sohn prägte sich, ohne Vorsatz, meinem Gedächtniß wörtlich ein, bloß durch die Kraft seiner innern Vortreflichkeit. Ich brachte meine Ge-

spielen bald dahin, diese beyden Stücke, auf einer Bühne von Bettschirmen, mit mir aufzuführen, und übernahm dann wechselsweise alle Rollen.

Nichts gleicht der Ehrfurcht, die ich damals für jeden, selbst mittelmäßigen Schauspieler hegte. Konnte ich mich im gemeinen Leben zu einem drängen, ihn reden hören, oder gelang es mir gar, selbst ein Wort mit ihm zu sprechen, so glaubte ich mich hochgeehrt. Ich weiß noch, wie gern ich Sonntags zu einem gewissen Hensel gieng, um das Repertorium der künftigen Woche zu erfahren, denn Komödienzettel waren ungewöhnlich. Zu Hause steckte ich alles mit meiner Theaterwuth an; einige Schäferspiele, an Geburtstägen aufgeführt, gnügten mir nicht; jedes neue Stück mußte sich gefallen lassen, unter unsern Streichen zu bluten, und endlich fiel mir gar einmal Gerstenbergs Ugolino in die Hände, dieses vortrefliche Kunstwerk, das nicht mehr so allgemein bekannt ist, als es zu seyn verdient. Ich war entzückt davon, und weil es nur wenige Personen enthält, so glaubte ich, es sey recht für unsere Privatübungen gemacht, ohne zu bedenken, daß jede dieser Personen einen vollkommenen Schauspieler erfodert. Ich übernahm die Rolle des Anselmo, den ich mit allem Feuer meiner jugendlichen Einbildungskraft her perorirte.

Ich habe oben der großen pantomimischen Ballette erwähnt, auf welche in Weimar ansehnliche Kosten verwendet wurden. Mit Entzücken erinnere

ich mich noch der glänzenden Darstellungen von Idris und Zenide, Orpheus und Eurydice, Incle und Yariko, die Amazonen u. s. w. (die Idee zu dem letztern war von Musäus.) Was die Schauspiele auf meine Empfindung, das wirkten die Ballette auf meine Sinne, und ich dachte bald auf Mittel, auch diese nachzuahmen. Zu dem Ende schuf ich mir selbst ein kleines Theater, anfangs nur von Wachs, dann von Papier, und endlich gar von Holz. Wer mahlen konnte, mußte mir Dekorationen pinseln, Mutter und Tanten mußten mir seidene Lappen liefern, um meine Puppen zu kleiden. Sie tanzten ihre Solo's und pas de deux am Drate, die Blitze von semen lycopodii fuhren aus Federkielen in die Flamme, und kurz, jedes neue Ballet, das die Herren Koch und Schütz auftischten, war gewiß einige Wochen nachher auf meiner Privatbühne zu schauen. Der Geschmack an diesem Spielwerk pflanzte sich unter den weimarischen Knaben fort, in kurzem besaß jeder sein kleines Theater, und lernte von mir den Gebrauch der kleinen Maschinerien.

O scheltet nicht! daß ich vielleicht zu lange bey diesen kindischen Spielen verweilte. Der mächtige Einfluß, den sie auf meine künftige Bestimmung hatten, mag meine geschwätzige Feder rechtfertigen.

Ich gehe zu der traurigen Epoche über, wo ein unglücklicher Brand das Weimarische Schloß, und

mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in die Asche legte. Grade an diesem Tage sollte der Hausvater von Diderot gegeben werden, ein Schmauß, auf den ich mich vergebens freute.

Die Gesellschaft wurde nun verabschiedet, und gieng nach Gotha. Ich weyhte ihrer Abreise manche Thräne. Ja, ich muß es noch einmal wiederholen, daß ich jener Epoche den größten Theil meiner Bildung verdanke.*) Aus inniger Ueberzeugung fodere ich Eltern und Erzieher auf, wenn sie das Glück genießen, eine gute, gesittete Bühne in ihren Mauern zu besitzen, ihre Kinder und Zöglinge so oft als möglich in diese Schule zu führen. Ein gutes Schauspiel ist das sicherste und schnellwirkendste Mittel, in zarten Herzen jeden Keim des Edlen zu wecken, ihnen Abscheu vor dem Laster, und Liebe zur Tugend einzupflanzen. Der gewöhnliche Einwurf, den man zu machen pflegt: die Kinder werden zu sehr dadurch zerstreut — ist völlig unbedeutend. Ich habe nie mit mehrerem Eyfer

*) J'ai toujours reconnu l'esprit des jeunes gens, au détail qu'ils faisaient d'une piéce nouvelle qu'ils venaient d'entendre; et j'ai remarqué, que tous ceux qui s'en acquittaient le mieux, ont été ceux qui dépuis ont acquis le plus de réputation dans leurs emplois. Tant il est vrai, qu'au fond l'esprit des affaires, et le véritable esprit des belles lettres, est le même.

Voltaire.

gelernt, nie schnellere Fortschritte gemacht, als da ich die Hofnung hatte, meinen Fleiß am Abend durch ein Schauspiel belohnt zu sehn. Ich verfiel gegentheils in eine Art von Trägheit, als dieser große Reiz verschwunden war.

Sollte hier irgend ein Frömmling aufstehn, und mit verdrehten Augen ausrufen: „welch ein gott„loser Mensch! er warnt vor der Kirche, und „preißt dagegen das Schauspiel an!“ — dem würde ich mit Achselzucken antworten: guter Freund! ist es meine Schuld, daß Predigt und Schauspiel, zwey Dinge, die zu gleichem Zwecke erdacht wurden, nicht beyde ihre Bestimmung erfüllen? was die Sittlichkeit des Menschen befördert, ist mir heilig, es heiße wie es wolle. Könnt ihr durch eine Predigt die nämliche Wirkung hervorbringen, so soll es mir sehr lieb seyn. Wahr ists, ihr gebt eure Predigten gratis, aber dafür laßt ihr uns die gräßlichste Langeweile um Gottes willen erdulden. Ich frage einen jeden auf sein Gewissen, ob er, wenn er aus zweyen Uebeln wählen muß, nicht lieber ein schlechtes Schauspiel, als eine schlechte Predigt mit anhören will?

Ich war nun schon seit einiger Zeit ein Schüler des Gymnasiums zu Weimar, ein Institut, welches damals noch großer Verbesserungen bedurfte. Ich fieng diese meine Schülerlaufbahn in Tertia an, wo wir, unter andern nichtswürdigen Dingen, auch gezwungen wurden, hebräisch zu lernen.

nen. Was Wunder, daß ich oft, statt die Schulstunden zu besuchen, heimlich zu einem Mitschüler schlich, der von einem Herzensguten Oheim erzogen, und ein wenig verzogen wurde. Was machten wir dort? — was anders als Pläne, um Komödie zu spielen? Wir hatten den geschäftigen Müssiggänger gewählt, und ich erinnere mich, daß wir viele Tage mit Abschreiben der Rollen zubrachten, ohne zu ahnen, daß wir schon durch die Wahl des Stücks eine Satyre auf uns selbst machten.

In Secunda gieng es etwas besser. Zwar ließ man sich auch dort noch manchen Zeitverderb zu Schulden kommen, wohin ich unter andern die Stunde rechne, in welcher wir, wir mogten wollen und können oder nicht, lateinische Verse schmieden mußten. Der gute Musäus unterrichtete, sehr wider seinen Willen, in dieser Kunst. Dagegen aber lernten wir dort auch manches Gute, und zwar das Meiste von eben dem vortrefflichen Manne, dessen Name so eben meine Feder ehrte. Bey ihm übten wir uns im Briefschreiben, und man weiß, daß Musäus Briefe zu schreiben verstand. Ferner hatten wir in jeder Woche eine poetische Stunde, um derentwillen mir der Sonnabend ein lieber Tag wurde. Musäus hielt es damit folgendergestalt:

Sobald er in die Klasse trat, erkundigte er sich, ob etwa einer der Schüler selbst einen poetischen Aufsatz verfertigt habe? denn gezwungen wurde,

wie billig, niemand dazu. Gewöhnlich fanden sich einige schüchterne Musenjünger, welche aufstanden, und mit niedergeschlagenen Blicken anzeigten, daß ihr Pegasus gesattelt sey. Sogleich räumte ihnen Musäus den Katheder ein, sie traten auf, und durften von der Ceder bis zum Ysop reden, indessen Musäus, die Hände auf den Rücken geschlagen, schweigend auf und nieder gieng. Hatte der Dichter geendigt, so wurde sein Machwerk vom Lehrer criticirt, doch nie so abschreckend, als seine Herren Kollegen in der grossen Schule der Welt zu thun pflegen. Wenn keiner mehr da war, der das Schulpublikum mit eigenen Gedichten zu unterhalten sich erbot, so traten diejenigen auf, die fremde Gedichte auswendig gelernt hatten, und sie hersagten, um sich in der Declamation zu üben. Auch hier war aller Zwang verbannt. Es stand einem jeden frey, zum Behuf dieser Uebung zu wählen, was ihm gut dünkte, oder auch sich gar nicht damit abzugeben. Musäus billigte oder tadelte die deklamirten Stücke, und gab seinen Schülern Gründe für beydes. Wir waren glücklicher als das Publikum, das sich oft ohne Gründe behelfen muß.

Wie ich vormals als Kind mein frommes Gebet nur aus dem Herzen holte, so wollte ich auch jetzt als Knabe dem Musengott nichts auswendig Gelerntes vorplappern; ich gehörte mit zu der kleinen Anzahl derjenigen, die ihr eignes Unkraut auf dem Par-

naß aussäeten, und keine fremden Blumen brachen. Noch jetzt besitze ich einige Kleinigkeiten aus jener Epoche, die gerade nicht die Schlechtesten in einem gewöhnlichen Musenalmanache seyn würden.

Damals giengen die Balladen stark im Schwange. Die Almanache wimmelten von schauerlichen Ritter- und Geistergeschichten, in sechs gereimte und eine ungereimte Zeile gebracht. Es konnte nicht fehlen, daß sie meinen Beyfall erhielten, und meinen Nachahmungstrieb weckten. Ich reimte also auch eine Ballade, ganz im Geschmack jener Zeit; ein Theil davon ist noch unter meinen Papieren. Es wurde darinn geschmaußt, gemordet, durch ein Gespenst Buße gepredigt, und der verstockte Sünder endlich vom Teufel geholt.

Am nächsten Sonnabend konnte ich den Augenblick kaum erwarten, um mit diesem Meisterstück, das übrigens wirklich leicht versifizirt war, die Rednerbühne zu betreten. Der wichtige Augenblick erschien, mein Herz klopfte, ich declamirte mein Machwerk mit zitternder Stimme. Aber wie funkelten meine Augen! wie erhob sich meine Brust! als Musäus, nachdem ich geendigt hatte, folgende, mir unvergeßliche Worte sprach:

„Gut, recht gut; aus welchem Almanach haben „Sie das genommen?“ Man denke sich — nein, man kann sich das nicht denken! — Mit welchem freudigen Kitzel ich antwortete: „ich habe es selbst „gemacht.“

„Wahrhaftig?“ sagte Musäus, „ey! ey! bra„vo! fahren Sie so fort.“ — Ich war außer mir! ich hätte diesen Augenblick für kein Königreich verkauft. Mit glühenden Wangen gieng ich wieder nach meinem Sitze, und, da ich sah, daß die Augen aller meiner Mitschüler auf mich geheftet waren, so verbarg ich mein Gesicht mit stolzer Bescheidenheit in den blauen Mantel, den — sonderbar genug — alle Schüler zu tragen verbunden waren.

Von nun an hielt ich mich für einen Dichter. Musäus hatte bravo gesagt, Musäus konnte glauben, die Ballade sey aus einem Almanach genommen, Producte, für welche ich damals große Ehrfurcht trug; wer konnte mir jetzt wohl meinen Beruf zum Dichter streitig machen? — Ich hätte nun fortfahren, und jeden Sonnabend ein neues Musenkind liefern sollen; aber es kam mir vor, als sey meine Ballade unerreichbar, und als könnte ich doch nichts dem ähnliches wieder hervorbringen. Ich ruhte daher auf meinen Lorbeern aus, und begnügte mich, die Ballade immer in der Tasche zu tragen, um sie gelegentlich einem jeden vorzulesen, der Lust hatte sie zu hören.

Ein Glück für mich, daß Musäus eben so wohl verstand, Uebermuth zu dämpfen, als Talente aufzumuntern. Einige Monate nachher nahte das feyerliche Examen heran, wo Lehrer und Schüler ihr Bestes thaten, um vor einem zahlreichen Au-

ditorio zu glänzen. Musäus wollte denn auch, zur Recreation der gestrengen Herren Examinatoren, einige Gedichte declamiren lassen, und foderte besonders diejenigen dazu auf, die eigne Arbeiten zu liefern im Stande waren. Als die Reyhe an mich kam, und er mich fragte: womit ich aufzutreten gedächte? war ich flugs mit der Antwort fertig: mit meiner Ballade.

„Welche Ballade?“

„Ey, die nämliche, die der Herr Professor vor „einigen Monaten so sehr lobten.“ — Ich sprach das mit einer Zuversicht und Selbstgnügsamkeit, die Musäus durchaus nicht leiden konnte.

„Ach was! bleibe Er mir mit seiner dummen „Ballade vom Halse! ich habe das alberne Ding „schon längst vergessen. Mache Er was Neues, „was Vernünftiges!“

Ich stand versteinert. Das Gebäude meiner Eitelkeit sank in Trümmern, die Schaam weinte über den Ruinen. Was war zu thun? ich mußte aufstehn von meinen welken Lorbeern, auf denen ich so sanft geschlummert hatte, und mir einen frischen Kranz zu verdienen suchen. Es gelang mir auch. Ich wählte aus Millers moralischen Schilderungen die Geschichte des unnatürlichen Sohnes, der seinen Vater eingesperrt hält. Einst, als zahlreiche Gäste auf dem Schlosse des Bösewichts ein Freudenfest verherrlichen, wird einer derselben, aus Mangel an Platz, in ein entlegenes Zimmer

auf einem einsamen Gange gebettet. Um Mitternacht sieht er ein langbärtiges Gespenst herein wanken, mit Ketten beladen, welches sich dem Kamine nähert, die übrigen Kohlen zusammen scharrt, und seine zitternde Hände darüber wärmt. Der Gast erkennt seinen alten Freund, den Vater des Wirths, den seine Wächter, bey dem allgemeinen Taumel im Schloß, nicht sorgfältig genug gehütet hatten. Diese schreckliche, aber leider wahre Geschichte, brachte ich in Verse, und erwarb mir abermals den Beyfall meines Lehrers.

Außer den Schulstunden, genoß ich seinen Unterricht noch in manchen andern Dingen, und diese Privatstunden hatten einen großen Vorzug vor jenen; denn dort war es nur auf Geistesbildung angesehn, hier lernte ich sein gutes Herz kennen, seine häuslichen Tugenden lieben, sein vortreffliches Muster nachahmen. Täglich wuchs meine zärtliche Achtung für ihn, ob er gleich zuweilen sehr strenge gegen mich war. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Anecdote einzuschalten, theils weil sie seinen Hang zu satyrischer Behandlung, selbst beym Strafen seiner Untergebenen zeigt; theils weil ich meine Schrift nicht besser schmücken kann, als wenn ich recht viel von Musäus rede.

Ich hatte, ich weiß nicht mehr welchen dummen Knabenstreich gemacht, und meine Mutter, die mich nicht selbst strafen wollte, gab mir ein Uriasbriefgen an Musäus, mit der Bitte, mich zu züchtigen.

Er las, hielt mir ganz kaltblütig mein Vergehn vor, und befahl, ihm aus dem Holzstalle einen Stock zu holen. Der Stock wurde gebracht, es war ein Wellenknüppel, etwas krumm gewachsen. Er besah ihn lächelnd, nahm mich beym Arm, gab mir einige Hiebe, und bat mich dabey sehr höflich um Verzeihung, daß der Stock krumm wäre. Dieser Spott that mir weher, als die härteste Züchtigung. Ich habe es nie vergessen, viele Jahre nachher erinnerte ich ihn daran, und wir haben herzlich darüber gelacht. Indessen muß ich doch gestehn, und Musäus gestand es selbst, daß diese Manier keinem Erzieher anzurathen ist, sie erzeugt so leicht Erbitterung, und wirklich war auch mehrere Wochen etwas dem ähnliches in meinem Herzen; aber ich hatte mich schon zu sehr gewöhnt ihn zu lieben, ein freundliches Wort von ihm, das meine kleine Talente aufmunterte, ein Lob aus seinem Munde, und alles war vergessen.

In Secunda war es, wo ich abermals einen dramatischen Versuch wagte, und zwar wählte ich zu meinem Stoff die Verschwörung des Catilina. Ich schuf daraus ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, welches ungefähr einen halben Bogen lang seyn mogte. Als es fertig war, wendete ich mich an einen meiner erwachsenen Mitschüler, Namens Hügel, der in der Klasse für einen schönen Geist galt. Ich bat ihn demüthig, mein Product zu lesen, und seine Bemerkungen am Ende anzuhängen.

Er that es, und sein Urtheil war wörtlich folgendes:

„Recht gut, nur kann man denjenigen, den man „Herr nennt, nicht zugleich dutzen.“

Schnell sank die hohe Achtung, die ich für den sogenannten schönen Geist gehegt hatte, bis zum Mitleid herab. Da ich so manches Stück im römischen und griechischen Kostum hatte aufführen sehen, so wußte ich nur zu gewiß, daß das Dutzen der Könige und Herren erlaubt und gebräuchlich sey. Ich machte daher den Schluß: hat der große Hügel nichts anders an meinem Trauerspiele auszusetzen gewußt, so folgt daraus, daß es ganz tadellos ist. Wäre Eckhof noch in Weimar gewesen, gewiß hätte ich es ihm in Demuth überreicht, und ihn gebeten, die Rolle des Cicero zu übernehmen.

Am besten gelangen mir noch immer kleine Gedichte, in welchen Empfindung herrschte. So erinnere ich mich noch mit wehmüthigem Vergnügen einiger Verse auf den Geburtstag meiner guten Mutter. Unser Musicmeister hatte sie componirt, meine Schwester spielte das Klavier und sang, ich blies die Flöte, der Lehrer accompagnirte auf dem Basse. Wir hatten diese Art von Kantate ganz heimlich gelernt, und überraschten meine Mutter damit am Morgen ihres Wiegenfestes. Wohl dem Menschen, der in den Kammern seines Gedächtnisses solche frohe Scenen der Liebe und Unschuld aufbewahrt! es sind Arzeneyen in kleinen, oft lange

verschlossenen Schränkgen, man öffnet sie, wenn die Seele leidet, und sie gewähren sanfte Hilfe.

In jenem Alter, wo der Geist, gleich einem jungen Bäumgen, sich mit jedem Winde beugt, ist alles, was wir hervorbringen, Nachahmung, und ich bin überzeugt, daß kein origineller Gedanke aus dem Kopfe eines Menschen kommen kann, ehe und bevor er im Stande ist, sein Geschlecht fortzupflanzen. Alles was ich damals schuf, war immer nur Nachahmung meiner letzten Lectüre. Die Brandesschen Schauspiele, zum Exempel, gefielen, denn auf der öden Steppe unserer dramatischen Litteratur war man froh ein Blümgen zu finden, wenn es auch nur ein blasses Veilgen war. Ich schrieb ein Lustspiel, Ende gut Alles gut, welches, wo ich nicht irre, viel Aehnlichkeit mit dem Grafen von Olsbach hatte; auch eine Frau Wattel, ganz nach der Frau Wandeln gebildet, kam darinn vor. Goethe besuchte damals oft unser Haus — (wenn ich ihn nicht Herr Geheimderath von Goethe nenne, so geschieht das aus der nämlichen Ursache, die Herr Schulz in seinen mikrologischen Aufsätzen anführt,) — er hörte von meinem Lustspiel, und war so herablassend, oder so höflich, sich das Ding zum Durchlesen auszubitten. Er machte meiner Mutter durch diesen Wunsch eine große Freude, und das war auch wohl seine Absicht. Ich habe nachher nichts wieder davon gehört noch gesehn, würde es ihm auch sehr

verargen, wenn er seine Zeit damit verdorben hätte.

Indessen war dieser geistreiche Mann in meinem Knabenalter doch immer sehr gütig gegen mich. Er erlaubte mir, in seinem Garten Vögel in Schlingen zu fangen, denn ich war damals schon ein leidenschaftlicher Jäger. Wenn ich nun des Morgens um sechs Uhr, auch wohl noch früher, hinauswanderte, um zu sehen, ob ich einen Krammsvogel oder ein Rothkehlgen erbeutet hätte, so kam er oft zu mir herab, unterhielt sich freundlich mit mir, und munterte mich auf zum Fleiße. Er hat das vermuthlich schon längst vergessen, ich aber werde es nie vergessen; denn jedes seiner Worte war mir höchst merkwürdig, und machte einen tiefern Eindruck auf mich, als die schulgerechten Ermahnungen meines Conrectors.

Goethe hatte damals sein allerliebstes kleines Stück die Geschwister geschrieben. Es wurde auf dem Privattheater zu Weimar aufgeführt, er selbst spielte den Wilhelm, meine Schwester, die Marianne, und mir — mir wurde die wichtige Rolle des Postillion zu theil! Man denke sich meine stolze Freude, als es mir zum erstenmal erlaubt war, vor einem großen Publikum die Bühne zu betreten. Ich fragte alle Menschen, ob ich meine Rolle gut gespielt hätte? — Die Undankbaren! sie erinnerten sich des Postillions kaum.

Bald nachher las ich auch zum erstenmale Gö-

thens Werther. Ich habe keinen Ausdruck für das tobende Gefühl, welches dieser herrliche philosophische Roman in mir erregte. Es wurde dadurch in meinem Herzen eine so schwärmerische Liebe für den Verfasser erzeugt, daß er mich hätte ins Feuer senden können, um einen verlornen Schuhriemen heraus zu holen.

Noch ein anderer Dichter voll Sturm und Drang gieng bey uns öfter aus und ein: Herr Klinger, der mit einer schönen, männlichen Gestalt ein gewisses rasches, biederes Wesen verband, das mich zu ihm zog. Mit ihm und Musäus habe ich einst eine Fußreise nach Gotha gemacht, an die ich, so lange ich lebe, mit Vergnügen zurück denken werde. Es konnte wohl nicht fehlen, daß in dem frühen Umgang mit solchen Männern, meine geringen Talente den Grad der Ausbildung erhalten mußten, dessen sie fähig waren.

Ich war nunmehr nach Prima hinaufgerückt, wo der verstorbene gelehrte Heinse mir zum erstenmale Geschmack an der lateinischen Sprache einflößte, die in den untern Klassen blos als Gedächtnißwerk und so handwerksmäßig betrieben wurde, daß es unmöglich war, sie mit Lust zu studieren. Heinse aber las in Privatstunden den Terenz mit uns, und las ihn so, daß der Kern nicht verloren gieng. Terenz hat mir viel Freude gemacht; das war es aber auch alles, denn die erbärmliche Logik, die man in Prima nach einem alten Scholastiker

lehrte, die trockene Universalhistorie von Zopf, und was dergleichen mehr war, erweckten mir solchen Eckel, daß ich in den Schulstunden fast nichts anders that, als unter dem Mantel Romane lesen.

So nahte nun endlich die Zeit heran, wo ich die hohe Schule zu Jena beziehen sollte, und ich war noch nicht völlig sechszehn Jahre alt, als ich sie wirklich bezog. Freylich blieb ich anfangs auch dort noch ein halber Schüler, und besuchte noch nicht die eigentlichen Brodcollegia. Uebung in todten und lebenden Sprachen war im ersten Jahre mein Hauptzweck. Seit ich den Terenz kannte, hatte ich eine hohe Idee von der lateinischen Sprache gefaßt; in Jena wurde sie noch vergrößert. Der damalige Herr Adjunctus Wiedeburg, jetzt Professor in Helmstädt, las über den Horaz. Die Stunde gleich nach dem Mittagsessen war freylich unbequem, besonders in den Sommermonaten, und man mußte ganz so angenehm unterhalten werden, als es dort geschah, um nicht zuweilen den Anwandlungen des Schlafs zu unterliegen. Wiedeburg drang mit philosophischem Geschmack in den Geist des Dichters, und wußte eben so gut die Schönheit der Sprache, als die der Gedankenfülle aus einander zu setzen.

Das Französische hatte ich zwar schon von Kindheit an getrieben, aber in Jena wurde ich zum erstenmale vertraut damit. Boulet, der gute alte Boulet, war kein gemeiner Sprachmeister. Bele-

sen in den besten Schriftstellern seines Jahrhunderts, aus welchen er die schönsten Stellen ausgezeichnet hatte, wußte er seinen Unterricht mit Witz und Laune zu würzen, und sein glückliches Gedächtniß war unerschöpflich. Ihm verdanke ich die Vorliebe zu der französischen Sprache und den Producten der Franzosen; denn, ob ich gleich ein Deutscher, und zwar ein deutscher Schriftsteller bin, folglich dieß Bekenntniß seltsam in meinem Munde klingen mag, so muß ich doch freymüthig gestehn, daß wir im Fach der schönen Wissenschaften, und besonders in der leichten, faßlichen Art, Geschichte und Philosophie darzustellen, noch immer weit hinter den Franzosen zurück bleiben, woran denn freylich auch unsere schwerfällige, übelklingende Sprache zum Theil Schuld seyn mag. Doch ist es wahrscheinlich, daß ihre Revolution uns Zeit lassen wird, auch in diesen Fächern einen Vorsprung zu gewinnen, und daß wir bald mehr als e i n e n Schiller für die Geschichte, bald mehr als e i n e n Garve für die Philosophie, werden aufzuweisen haben.

Das Italienische lernte ich von Herrn Valenti, und machte durch ihn meine erste Bekanntschaft mit dem Ariost.

Auch in Jena blieb meine Liebe für die edle Schauspielkunst nicht ohne Nahrung; denn als ich dort ankam, fand ich bereits ein Liebhabertheater von Studenten errichtet, und es war natürlich

mein erstes Bestreben, als Mitglied desselben aufgenommen zu werden. Die jungen Damen auf Academien weigern sich auf solchen Studententheatern Rollen zu übernehmen, und ich glaube, sie thun recht wohl daran. Schlimm ist es freylich, daß man dadurch genöthigt wird, Jünglinge in Weiberkleidern auftreten zu lassen; denn, obgleich bartlos, behalten sie doch immer ein sehr linkes Ansehn. Meiner Jugend wegen wurde auch ich zu Frauenzimmerrollen bestimmt, und ich kann nicht ohne Lachen daran denken, daß ich in den sechs Schüsseln die Frau von Schmerling im Reifrock, und außerdem noch so manche andere, zärtliche und naife Mädgenrolle gespielt habe.

Nebenher fuhr ich fort Reime zu schmieden, welche ich Gedichte zu nennen beliebte, und es wiederfuhr mir im ersten Jahre meiner academischen Laufbahn eine Demüthigung und eine Aufmunterung. Mit der ersteren verhielt es sich folgendergestalt:

Ich hatte, meinem löblichen Nachahmungstrieb zufolge, es auch gewagt, Wieland nachzuahmen; denn weil seine Verse sich so leicht lesen ließen, so dachte ich, sie müßten auch leicht zu machen seyn. Ich reimte daher in zwey Tagen ein Wintermährgen zusammen, schrieb es am dritten Tage sauber ab, und sandte es am vierten mit der Post grade an Wieland. Ich schrieb ihm dabey einen stolz-bescheidenen Brief, und machte für mein

Mährgen mit vieler Zuversicht Anspruch auf einen Platz im deutschen Merkur.

Man kann leicht denken, daß Wieland mehr zu thun hatte, als mir zu antworten. Das that mir zwar weh, indessen war ich doch bereit ihm zu verzeihen, wenn er mein Machwerk nur wirklich einrückte, ein Umstand an dem ich gar nicht zweifelte. Ich wartete daher zu Ende jedes Monats mit der größten Ungeduld auf das neue Stück vom deutschen Merkur, und durchlief mit gierigem Auge das Inhaltsverzeichniß. In den ersten Monaten fehlgeschlagener Hofnung, tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß Wieland mein Product nur auf kurze Zeit zurück gelegt habe, weil er zu reichlich mit Materialien versehn gewesen. Als aber ein viertel- und ein halbes Jahr verstrich, und immer noch kein Wintermährgen von der Sonne beschienen wurde, da war ich albern genug, mir einen Augenblick einzubilden, Wieland wolle mein aufkeimendes Talent unterdrücken. Ich bemäntele meine Schwächen nicht; Dichterlinge, spiegelt euch! — Zwey Jahre nachher, als ich etwas vernünftiger geworden war, sandte ich ihm abermals ein Gedicht, Ralph und Guido, von einem bescheidenen, anonymen Briefe begleitet, und hatte das Vergnügen, es im nächsten Monatsstücke aufgenommen zu sehn.

Aber auch einer Aufmunterung erwähnte ich oben, die mir, um dieselbe Zeit, das traurige

Schicksal meines Wintermährgens aus dem Gedächtnisse gauckelte. Ein Student, Namens Gether, badete sich in der Saale und ertrank. Herr von Schüttdorf, der vertraute Freund des Unglücklichen, erregte allgemeines Mitleid durch seine tiefe Betrübniß. Ohne weder den Einen noch den Andern zu kennen, machte ich ein Gedicht auf Gethers Tod, welches von einem geschmackvollen Tonkünstler, Namens Reinhard, componirt, und auf Schüttdorfs Veranstaltung gedruckt wurde. Man schmeichelte mir mit der Versicherung, daß es unter drey andern zu gleicher Zeit erschienenen Gedichten das Beste sey. Dieser Vorzug, und das unaussprechliche Vergnügen, mich zum erstenmale gedruckt zu sehn, vertilgten jene demüthigende Rückerinnerung, und ich wurde eyfriger als jemals ein Verehrer der Musen.

Das erste Jahr war verstrichen. Meine gute Schwester verheyrathete sich nach Duisburg am Rhein. Aus Liebe zu ihr, und damit sie nicht auf einmal von allen ihren Verwandten und Bekannten verlassen seyn mögte, begleitete ich sie dahin, mit dem Versprechen, ein Jahr auf dieser Duodezuniversität zuzubringen. Auf der Reise nach Duisburg wurde meine Einbildungskraft mit unzähligen neuen Bildern bereichert; denn ich sah Cassel mit allen seinen Kunstwerken, Frankfurt am Mayn, und endlich die herrlichen Naturscenen am Rhein, da wir uns auf einer Jacht einschifften,

und

und in kleinen Tagereisen bis Cölln fuhren. Wer versuchen will, ob er Anlage zum Dichter hat, muß diese Reise unternehmen, und wenn ihm dann die poetische Ader nicht von selbst aufspringt, so thut er besser, den spröden Musen zu entsagen.

Eine drollige Anecdote muß ich hier einschalten. In Cassel wohnten wir zufälligerweise in einem Gasthofe mit dem Schauspieler Abt, der nämliche, der einst durch den Tod Adams mich so stark erschüttert hatte, und nun in dieser Residenz sein Wesen trieb. Die Ehrfurcht, welche er mir damals für seine Person einflößte, war noch nicht erloschen, und ich vergaß Essen und Trinken, als ich ihn an der table d'hôte erblickte. Gerade an diesem Tage sollte Ariadne auf Naxos gegeben werden; er sprach davon, bedauerte die Eingeschränktheit des Raums, und die Dürftigkeit der Decorationen, besonders klagte er über den Mangel einer Sonne. Plötzlich wandte sich der schon graue Theseus an meine Schwester, die seinen Klagen ein gefälliges Ohr geliehen hatte, und sagte mit einer Galanterie aus den alten Ritterzeiten: „wenn „Sie sich in den Hintergrund zu stellen belieben „wollten, so könnten wir die Sonne entbehren.“ — Im Nu verschwand durch diese Zauberformel meine staunende Ehrfurcht; ich sah ihn an, lachte, und aß mit gutem Appetit.

In Duisburg gieng eine meiner ersten Sorgen dahin, ein Liebhabertheater zu errichten. Ich brach-

te auch mit leichter Mühe einen Haufen junger Leute zusammen, die sämmtlich Lust hatten, Hauptrollen zu spielen; aber weit schwerer hielt es, einen schicklichen Platz zu finden, um ein Theater aufzuschlagen. Ein dicker Nebel von Vorurtheilen lag noch auf dieser kleinen Grenzstadt; die Wenigen, die Geschmack besaßen, hatten keine Säle zu vermiethen, und wer einen Saal hatte, wollte ihn nicht so sündlich entweyhen lassen. Durch wen glaubt man wohl, daß uns aus dieser Noth geholfen wurde? — Durch die ehrwürdigen Patres des Minoritenklosters!!! — Sie räumten uns höflich und willig ihren langen und ziemlich breiten Kreuzgang ein, besuchten unsere Proben, ergötzten sich an unsern Schwänken, und erzählten, wie sie selbst ehemals biblische Geschichten aufgeführt hätten. Ueberhaupt muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich unter den katholischen Seelenhirten nie so viel geistlichen Dünkel angetroffen habe, als unter den Protestanten. Diese halten sich urplötzlich für höhere Wesen, sobald das benedicat tibi Dominus! über sie ausgesprochen worden; jene vergessen nie, daß sie Menschen sind, und wenn sie in Glaubenslehren unduldsam scheinen, so sind sie dagegen tolerant für menschliche Schwachheiten. Die Hölle ist freylich auch ihr Popanz, aber bey ihnen ist doch noch Erlösung zu hoffen, und kurz! wer einmal verdammt ist, in Pfaffenhände zu fallen, der fährt mit einem Mönche

doch noch immer besser, als mit einem Superintendenten.

Im Kreuzgange des Minoritenklosters also gaben wir zum Erstaunen, zur Freude und zum Scandal des Duisburger Publikums die Nebenbuhler. Seit die Welt steht, ist vielleicht nie ein so profanes Stück in einem Mönchskloster gespielt worden, und wer den ganzen Kreuzgang voll Damenkopfzeuge sah, mußte sich billig fragen: wo bin ich? ist es ein Traum? Das Lächerlichste bey der Geschichte war, daß ich, aus Mangel an Acteurs, zwey Rollen spielte — und welche? — Julie, und den Junker Ackerland!! wo Julie mit diesem zusammen kommt, da hatte ich weislich Veränderungen angebracht. Ich spielte die Geliebte im Amazonenhabit, und kleidete mich schnell um, wenn Potz Kinder und Wiegen! der tölpelhafte Landjunker auftreten sollte. So mußte jede Schwürigkeit meiner Theaterwuth weichen.

Noch immer war kein Funke von Originalität in meiner Seele. Ein Roman, den ich in Duisburg anfieng, glich auf ein Haar Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen. Ich kam damit nur bis auf den vierten Bogen. Ein paar andere Producte hingegen vollendete ich wirklich, doch leider nur, um zwey neue Demüthigungen zu erfahren. Das erste war: der Ring, oder Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, ein Lustspiel in drey Acten. Auch hier lag ein abgenutzter Stoff zum

Grunde. Ein Mädgen, das man für todt hält, wird, auf Verlangen des Bräutigams, mit einem kostbaren Ringe am Finger, ein Geschenk von ihm, begraben; in der Nacht kommt der geizige Vater, die Leiche zu bestehlen, und sie erwacht. Ich hatte die Verwegenheit, das Stück an Schröder zu senden, der es mir mit einem höflichen Briefe zurückschickte, eben als ich mit mir selbst zu Rathe gieng, wie groß das Honorarium wohl seyn müsse, das ich zu fodern gedachte. Ich zürnte auf Schröder, der seinen eigenen Vortheil nicht besser verstand, überwarf mich auch ein wenig mit der undankbaren dramatischen Muse, ließ sie im Stiche, und schrieb einen Roman von 8 oder 10 Bogen, der, nach meiner Meinung, dem Werther in nichts nachstand; ja die Geschichte war noch weit schauerlicher, denn der Held stürzte sich von einem hohen Berge, und wurde zerschmettert.

Weygand in Leipzig war damals die Hebamme aller modischen Romane. Ihm sandte ich mein Product, und überließ ihm, das Honorarium nach Verdienst zu bestimmen. Zweymal in der Woche eilte ich auf das Posthaus, um die erseufzte Antwort abzuholen. Sie kam endlich, und da sie blos in einem dünnen Briefe bestand, mir also das Manuscript nicht zurückgeschickt wurde; so schloß ich daraus, ehe ich den Brief erbrach, daß mein Meisterwerk nothwendig bereits unter der Presse seyn müsse. Aber wie erschrack ich, als ich las: „daß

„Herr Weygand schon für einige Messen mit Ver„lagsartickeln hinlänglich versehen sey, und daß „mein Manuscript mir sogleich wieder zu Diensten „stehe, wenn ich vorher die Güte haben würde, „ihm das Postgeld zu ersetzen," denn ich hatte, im vollen Vertrauen auf die Güte meiner Waare, sie ihm unfrankirt zugeschickt, und er glaubte vermuthlich, ich würde, aus väterlicher Zärtlichkeit, nicht ermangeln, mein Kind einzulösen. Aber da irrte er sich. — Wie? mein Held sollte nicht allein gratis vom Berge springen, und seine gesunden Gliedmaßen so jämmerlich zerschmettern? sondern ich sollte auch noch zubüßen? — nimmermehr! — Zwar hätte ich mein Manuscript um so lieber wieder gehabt, weil ich, als ein ächtes Genie, nicht einmal ein Brouillon davon zurückbehalten, sondern den ersten Wurf, so wie er aus meiner Feder geflossen, abgesandt, ohne mich mit dem pedantischen Feilen abzugeben; aber — wer jemals Student war, wird wissen, daß der Musensohn nie einen Gulden zu viel hat, und ich beschloß daher, meinen Schatz in den Händen des Herrn Weygand zu lassen. Dort ruht er vielleicht noch, oder ist, um das Postgeld doch nicht ganz verschwendet zu haben, schon längst zur Unterlage einer schmackhaften Leipziger Aepfeltorte verbraucht worden, wobey ich denn auch nichts weiter bedaure, als daß ich die Torte nicht selbst verzehrt habe.

Im Jahr 1779 kehrte ich nach Jena zurück,

und legte mich mit ziemlichem Eifer auf die Jurisprudenz. Der alte H — der seine Zuhörer durch Zoten ergötzte; der trockene S — der seit einem Vierteljahrhundert in jedem Semester zwey Spässgen vorbrachte, die immer dieselben waren, und über die niemand lachte als er selbst; der weitschweifige, geschmacklose W — und der biedere, aber ungesittete Sch — waren meine Lehrer. Geschichte hörte ich bey dem seligen Müller, der keine Periode hervorbringen konnte, ohne sie durch die beyden Wörtgen mit unter zu würzen, sie mogten dahin gehören oder nicht; Logik und Metaphysik bey dem Herrn Hofrath Ulrich, der damals noch keinen überlegenen Gegner gefunden hatte. Ich setzte meine Sprachübungen bey Boulet und Valenti fort, und lebte in den Nebenstunden mit Herz und Sinn für das Liebhabertheater.

Damals gebahr ich ein Trauerspiel: Charlotte Frank, welches, so elend es auch war, mir in unsern Tagen die Ehre der Verfolgung zuziehen würde. Ein Fürst nämlich verliebte sich auf der Jagd in die Tochter eines Landpredigers, die Geliebte eines brausenden Jünglings, raubte sie, und wurde von dem verzweifelnden Liebhaber erschossen. Der Fürst hatte auch eine Art von Marinelli um sich, eine sehr versudelte Kopie im Kostum eines Husaren Rittmeisters; eben so war der Prediger eine elende Nachahmung des Odoardo.

Dem sey wie ihm wolle, es gelang mir, meine

Mitbrüder zu überreden, das Stück aufzuführen, und der verstorbene Kapellmeister Wolf war so gefällig, ein allerliebstes Adagio dazu zu componiren, welches gespielt wurde, während der Held des Stücks im Gefängnisse betete, und welches natürlich das Beste von der ganzen Vorstellung war. Ich selbst spielte den Fürsten — aber ach! als ich am Ende erschossen werden sollte, versagte die Pistole. Mein Mörder hatte sich auf diesen Fall mit einem Dolche bewaffnet, ich stürzte aber beim Abdrücken der Pistole, ehe ich noch Feuer sah, sogleich todt nieder; der Held warf sich auf mich, da mich der Schrecken schon getödtet hatte, und stieß mir zum Ueberfluß mit seinem Dolche noch einige blaue Flecke. Der Vorhang fiel, und der Beyfall war sehr karg.

Bald nachher wagte ich mich an ein Lustspiel: die Weiber nach der Mode. Es gelang besser, und hatte, so viel ich mich erinnere, einige wirklich komische Züge. Hin und wieder waren verschleyerte Stadtanecdötgen hinein verwebt, ein Umstand, der dem Dinge mehr Beyfall verschaffte, als es verdiente. Dieser Beyfall kitzelte den muthwilligen Jüngling, und erzeugte vielleicht in ihm jenen unseligen Hang zur Satyre, dem er zwar selten, und wahrlich! nie aus hämischen Absichten den Zügel schießen lassen, der ihm aber doch als Mann eine Reihe von Jahren verbittert hat. Die Satyre ist ein Bienenstachel, der Gestochene

leidet wenig davon; der Stechende aber läßt ihn zurück, und fühlt es sein Lebenlang. Wenn diese Schrift auch keinen andern Nutzen hervorbringt, als den, daß sie vielleicht hie und da einen Jüngling von der gefährlichen Bahn abruft, wo zwar schadenfrohe Zuschauer ihm auf allen Seiten Beyfall zulächeln, aber hinter ihm ein Kreuz schlagen — so bin ich belohnt.

Ich muß hier eines poetischen Klubbs erwähnen, den ich und einige meiner Freunde stifteten, und der uns, außer einer angenehmen Unterhaltung, wirklich Nutzen gewährte. Wir kamen einige Abende in der Woche zusammen, um einander kleine, selbst verfertigte Producte vorzulesen. Diese wurden nachher in Kapseln verschlossen, und jedem Mitgliede zugeschickt, um seine Bemerkungen darüber zu machen, welche alsdann in der nächsten Sitzung debattirt wurden. Nach einiger Zeit erhielt dieses Institut einen beträchtlichen Vortheil, indem es uns gelang, den Herrn Hofrath Schütz zu überreden, den Vorsitz anzunehmen. Man kann leicht denken, wie sehr die Gegenwart eines so einsichtsvollen Critikers unsern Eyfer verdoppelte. Er ließ sich zu uns herab, und stellte uns als Recensent ein Muster auf, nach welchem das Recensentenfreycorps, das er jetzt commandirt, sich leider nicht gebildet hat.

In meinem achtzehnten Jahre wurde ich Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Jena, welches

ich damals für eine grosse Ehre hielt, ein Irrthum, von dem ich schon längst zurückgekommen bin. Von den, in dieser Versammlung vorgelesenen, beyden Aufsätzen, erinnere ich mich nur noch, daß einer derselben eine Vertheidigung des Kaysers Julian enthielt, und daß ich schon damals die albernen Mährgen und blutdürstigen Ränke der ältern und neuern Christen verabscheute.

Einige froh verlebte Sommermonate auf dem Klippsteinischen Garten gaben einer kleinen Sammlung von Gedichten das Daseyn, welche, durch Vermittlung meines Freundes Musäus, bey W— in E— gedruckt wurden. Ich nenne mit Fleiß weder den Verleger, noch den Titel dieser kleinen Broschüre; denn es könnte irgend einem neugierigen Leser einfallen, sich das Ding kommen zu lassen, wobey ich traun! nichts gewinnen würde. Es machte mir aber damals unaussprechliche Freude, und ich pflegte sorgfältig jeden Catalog, der mir in die Hände fiel, nachzuschlagen, um meine Augen an dem Titel meines Machwerks zu weiden. Woher mag es doch kommen, daß die ersten Schritte auf der schriftstellerischen Laufbahn eine so süsse Selbstgnügsamkeit gewähren? mit welchem Rechte betrachtet der Jüngling sein erstes gedrucktes Werk als ein Creditiv an das Publikum? hält er die Kunst, seine Gedanken und Bilder andern anschaulich zu machen, für ein erworbenes Verdienst? vergißt er, daß auch unter Bauern Mechaniker und

Dichter gebohren werden? daß allein die körperliche Organisation, und vielleicht die Reizbarkeit der Nerven, oder die Beschaffenheit des Nervensafts — wenn es einen solchen giebt — die mannichfaltigen Formen des Geistes bestimmen? und daß ihm daher die Dichtkunst eben so wenig zum Verdienst angerechnet werden kann, als Schönheit oder Leibesstärke? —

Um öffentlich zu zeigen, daß ich meine Zeit nicht blos mit den schönen Wissenschaften vertändelt hatte, beschloß ich im neunzehnten Jahre meine academische Laufbahn mit der Rolle eines Opponenten bey einer Doctor Promotion; gieng darauf zurück nach Weimar, studierte fleißig die Pandecten, wurde von der Regierung examinirt, und zum Advocaten creirt. Während ich auf Klienten wartete, fuhr ich selbst fort, ein eifriger Klient der Musen zu seyn. Ich besang die Weimarischen Schönen, und gab mir alle Mühe, das Andenken an eine gewisse Romanze zu vertilgen, die mir ein oder zwey Jahre vorher entschlüpft war. Es kam nämlich ein Seiltänzer nach Weimar, der seine schöne, herkulische Gestalt durch die mannichfaltigsten Biegungen seines Körpers in das vortheilhafteste Licht zu setzen wußte. Die Verleumdung streute aus, er habe — um dem Chevalier Boufflers einen Ausdruck abzuborgen — das Herz mancher Dame gewonnen, und mir kam dabey die lustige Idee in den Sinn, Bürgers Lied: die Weiber

von Weinsberg zu parodiren. Ich muß bekennen, daß ich noch heute, nach sechszehn Jahren, diese Parodie für eines meiner witzigsten Producte halte; aber um so mehr zog es mir den gerechten Haß der Damen zu. Ein gewisser B—, der auch fur einen Dichter galt, und sich nicht wenig darauf zu gute that, wurde, auf dringendes Begehren, der Schampion der Damen, und that mir die Ehre an, eine Romanze auf mich zu machen, in welcher mir in effigie gar jämmerlich mitgespielt wurde. Eine billige Züchtigung für den Frevel, das ganze schöne Geschlecht anzutasten, wo vielleicht kaum eine gestrauchelt hatte.

Der erste Sommer nach meiner Rückkehr von Jena war einer der glücklichsten meines Lebens. Ich genoß ganz die vertraute Freundschaft des redlichen Musäus. In der Skizze, die ich von dem Leben dieses Biedermannes geliefert, habe ich bereits erzählt, daß wir täglich in seinem Garten zusammen kamen. Wir schriftstellerten an einem Tische, aus einem Dintenfasse: und ich sehe noch das gutmüthige Lächeln um seine Lippen, den hellen, starren Blick seines Auges, wenn sein Geist im Begriff stand, einen witzigen Einfall zu erhaschen. Am Abend las er mir gewöhnlich vor, was er den Tag über geschrieben; zuweilen auch erst am Ende der Woche. Was Wunder, daß ich jetzt, nachdem ich schon Wieland und Brandes, Göthe und

Hermes nachgeahmt hatte, auch auf den Einfall gerieth, Musäus zu copiren.

Herr Wittekind in Eisenach gieng gerade damals mit dem Vorsatze schwanger, ein bändereiches Werk herauszugeben, eine Sammlung von Erzählungen, Gedichten u. s. w. für welche er, ich weiß nicht mehr was für einen alltäglichen Titel bestimmt hatte. Er lud mich ein, das Ehrenamt eines Mitarbeiters zu übernehmen, und ich versprach es, unter der Bedingung, daß mir die Wahl eines anlockenden Titels überlassen werde. Ich taufte das Kind: Ganymed für die Lesewelt, machte die Vorrede zum ersten Bande, und schrieb: Ich, eine Geschichte in Fragmenten, worinn ich Musäus eigne Sprache und originelle Wendungen zu erreichen suchte. Ich habe weiter keinen Theil an diesem Werke, das, wo ich nicht irre, noch immer fortgesetzt wird, und mich, beym Durchblättern des Meßkatalogs, zuweilen an meine Jugendsünden erinnert.

Das zweyte Product dieses Sommers waren die bey Dyk zu Leipzig herausgekommenen Erzählungen, die der Herr Verleger mit vieler Eleganz drucken ließ. Er hat ihnen aber lange nachher ganz unvermuthet noch eine andere Ehre angethan, nämlich, er hat sie wider mein Wissen und Willen sehr ansehnlich vermehrt. Man stelle sich mein Erstaunen vor, als ich vor wenigen Wochen, um meine eigenen Schriften zu completiren, mir

auch dieses unbedeutende Product aus Leipzig kommen ließ; ich schlage es auf, lese, und wundere mich, das, was ich selbst geschrieben, so ganz vergessen zu haben; ich lese weiter, und meine Verwunderung nimmt zu, denn es ist mir, als könnte ich darauf schwören, ich sey nicht der Verfasser. Nach und nach hilft mir mein Gedächtniß, das Meinige vom fremden Eigenthum zu scheiden, und ich sehe ganz deutlich, daß man in dieser Auflage einige meiner eigenen Gedichte weggelassen, dagegen aber nicht weniger als hundert drey und fünfzig Seiten mir völlig unbekannte Dinge hinzu gefügt hat. Man glaube ja nicht, daß ich mich über diesen sonderbaren Vorfall nur deshalb öffentlich beschwere, weil ich etwa voll Dünkel glaubte, meine Erzählungen wären durch diese Zusätze verunstaltet worden; ach nein! an jenem Büchlein war leider wenig zu verunstalten, und ich bin vielmehr überzeugt, daß die meisten der angehängten Gedichte besser sind als die meinigen: aber ums Himmels willen! was werden die Verfasser jener Zusätze denken, wenn ihnen von ungefähr mein Buch in die Hände fällt, und sie ihre Kinder unter meinem Namen herumwandeln sehn? müssen sie mich nicht für den unverschämtesten Plagiarius halten? — Was wird der Herr Kriegssteuereinnehmer Weisse denken, dem eines der Gedichte gewiedmet ist, und den ich gar nicht die Ehre habe zu kennen? — was hat endlich der Herr Verleger selbst gedacht?

— ich will nicht einmal des Umstands erwähnen, daß er im Jahr 1780 versprach, im Fall einer neuen Auflage, für jeden Bogen eine bestimmte Kleinigkeit nachzuzahlen, und nun doch diese neue, so sonderbar vermehrte Auflage, ohne mein Wissen veranstaltete. Aber unbegreiflich bleibt dieß Benehmen in jeder Rücksicht; es ist eine Begebenheit, die sich mit einem noch lebenden Schriftsteller vielleicht zum erstenmale zuträgt. Nach langem Hin- und Hersinnen, erkläre ich mir das so: ein großer Theil der Auflage meiner mittelmäßigen Erzählungen blieb Herrn Dyk auf dem Halse; mit einem andern Buche, dessen Titel ich nicht kenne, gieng es ihm vermuthlich eben so. Da nun mein Name, viele Jahre nachher, eine Art von Celebrität erlangte, so hielt er diesen Zeitpunct für den bequemsten, nicht allein meinen jugendlichen Versuch los zu werden, sondern auch bey dieser Gelegenheit noch einen andern Ladenhüter hinzuzufügen. Flugs schmolz er seine beyden Ladenhüter in einen zusammen, setzte meinen Namen davor, und ließ sie so in die Welt laufen. Ich bewundere diese mercantilische Speculation, aber das Verfahren selbst kann ich unmöglich bewundern.

Doch es sey ihm verziehen in Rücksicht des frohen Tages, den ich mit dem ersten, von ihm erhaltenen Honorarium erkaufte, und dessen ich mich bis an meinen letzten Hauch mit dem lebhaftesten Entzücken erinnern werde. Es war der Geburts-

tag meiner Mutter. In einem mit Blumen Guirlanden und Namenszügen von Blumen geschmückten Garten, überraschte ich sie durch ein ländliches Fest, bey welchem der gute, für solche Freuden ganz geschaffene Musäus, sehr geschäftig war. Vier oder fünf Kinder spielten, auf einer Bühne von lebendigen Hecken, ein kleines, rührendes, von mir verfertigtes Stück; in den Gebüschen ließ sich eine sanfte Music von Blasinstrumenten hören; Abends erschien der ganze Garten mit farbigen Lampen illuminirt. — Es war der froheste Tag meines Lebens! — Indem ich dieses schreibe, tritt eine Zähre in mein Auge — ich habe die Freudenthränen meiner Mutter gesehn! — Herrn Dyk ist verziehn.

Das dritte Kind, welches ich in dem Gartenhäusgen des lieben Musäus zur Welt brachte, war ein Lustspiel in drey Acten: das dreyfache Gelübde. Anlage und einzelne Scenen waren nicht übel. Es sollte auf einem Privattheater, nach der Niederkunft der Herzogin von Weimar gespielt werden. Unglücklicherweise war es aber blos auf den Fall calculirt, daß die Frau Herzogin uns einen Prinzen schenken würde; da sie aber diesesmal ihre liebenswürdigen Eigenschaften einer Tochter mitzutheilen beliebte, so unterblieb die Aufführung, und im Druck ist es auch nie erschienen.

Außer diesen Producten, habe ich auch damals, auf Verlangen eines würdigen Mannes, der mich mit seiner Freundschaft beehrte, einige Recensionen

in eine gewisse gelehrte Zeitung gearbeitet, die, wenn sie auch sonst den Stempel der unreifen Jugend tragen mogten, wenigstens kein Kennzeichen der heutigen reifen Recensentenunverschämtheit an sich trugen.

Im Herbst 1781 gieng ich nach Petersburg. Hier war der einst berühmte Lenz, der Dichter des neuen Menoza, mein Vorgänger im Amte gewesen, und hatte Unzufriedenheit erregt, weil er zuweilen, statt eine nothwendige Arbeit zu vollenden, ein nicht nothwendiges Gedicht vollendete. Seine Fußtapfen warnten mich. Ich nahm mir vor, die Dichtkunst ganz an den Nagel zu hängen, aber naturam si furca expellas — Zwar vergieng wohl ein halbes Jahr, während ich mir selbst Wort hielt, und meine Vorgesetzten wußten nicht einmal, daß ein Dichterfunke in mir glimmte, oder daß sogar schon mein Name in dem Leipziger Meßkatalog erschienen sey. Diese Bescheidenheit war eigentlich das Resultat meiner Beobachtungen, denn ich fieng an einzusehn, daß man — und zwar mit allem Recht — in der grossen Welt einen sehr geringen Werth auf ein Geschöpf legt, das zu reimen versteht.

Ein Zufall zog meine Eitelkeit unter dem wohlthätigen Druck meiner Vernunft hervor. Der große und biedere Generalingenieur Bawr reiste nach Riga, besuchte von ungefähr den Hartknochischen Buchladen, und fand dort die oben erwähn-

ten

ten Erzählungen. Er stutzte, fragte, erfuhr, der Verfasser sey der nämliche Kotzebue, der jetzt, unter seiner Anleitung, bey ganz heterogenen Arbeiten schwitzte. Er kaufte das Buch, kam zurück, und als wir bey Tische saßen, ließ er sichs unvermuthet bringen. Ich erröthete, und sein Beyfall blies die Asche von dem noch immer glimmenden Funken wieder an.

Nach und nach fieng ich wieder an, meine Nebenstunden — deren ich damals freylich wenige zählte — den Musen zu widmen. Es befand sich ein höchst mittelmäßiges deutsches Theater in Petersburg. Außer einer gewissen Madam Teller, die wirklich viel Talent besaß, war Fiala das vorzüglichste Mitglied desselben; aus diesem Umstande mag man auf die Erbärmlichkeit der übrigen schliessen. Die Einnahmen waren schlecht, und die Bühne bereits ihrem Untergange nahe, als der intrigante Fiala sich an den General Bawr wandte, ihn, als einen Deutschen beschwur, sich der deutschen Kunst, die nach Brod gieng, anzunehmen, und durch seinen Einfluß zu bewirken, daß die Kayserin das deutsche Theater unter die Zahl ihrer Hoftheater aufnehme. Es geschah; Bawr erhielt die Direktion. Von nun an lebte ich wieder in meinem Elemente.

Ich schrieb ein Trauerspiel in fünf Acten: Demetrius, Zaar von Moscau. Der Stoff ist aus der bekannten Geschichte des wahren oder falschen Demetrius genommen, der, der Sage nach,

als Kind zu Ugkitsch ermordet wurde, plötzlich aber, von den Polen unterstützt, zum Vorschein kam, und den Heuchler Boris Godunow entthronte. Man bemerke, daß selbst die besten Geschichtschreiber über die Frage: ob dieser Demetrius ein Betrüger gewesen? getheilt sind. Wenigstens erweckt es ein günstiges Vorurtheil für ihn, daß die leibliche Mutter des vermeyntlich ermordeten Knaben, diesen sogenannten Abentheurer bey der ersten Zusammenkunft, in Gegenwart einer zahllosen Menge Volks, unter heißen Freudenthränen für ihren Sohn erkannte. Zwar ist es leider nur allzuwahr, daß der Politik oft das Meisterstück gelungen ist, auch die Mutterliebe zu unterjochen, und daß Maria Feodorowna vielleicht aus Eigennutz oder Haß gegen den Usurpator jene Zähren erkünstelte; aber dem sey wie ihm wolle, meine Convenienz als Dichter brachte es mit sich, den Helden der Geschichte nicht als Betrüger erscheinen zu lassen.

Als mein Stück fertig war, las ich es in einem kleinen, ausgewählten Cirkel. Der damalige preußische Gesandte am russischen Hofe, und der Präsident der Academie der Künste zu Petersburg, Männer von geläutertem Geschmacke, wohnten der Vorlesung bey. Das Stück wurde gebilligt, vermuthlich aus nachsichtsvoller Güte, wie ich nun wohl einsehe; denn ich würde es jetzt nicht wagen, es auf die Bühne zu bringen. General Bawr befahl, es aufzuführen, und ließ herrliche Decorationen

und kostbare Kleider im altrussischen Costum dazu verfertigen.

Da die Kayserin selbst ihm die unabhängige Direction des Theaters anvertraut hatte, so hielt er es für überflüssig, das Manuscript vorher der Censur zu übergeben, und diese Vernachläßigung hätte beynahe meine ganze Freude zu Wasser gemacht; denn als der Tag zur Aufführung bestimmt, und das Stück bereits in allen Zeitungen angekündigt war, sandte eines Morgens der Oberpolizeymeister auf das Theater, und ließ es verbieten. Der bestürzte Fiala lief zum General Bawr, der General Bawr fuhr zum Oberpolizeymeister, ihn von der Unschuld des Inhalts zu versichern. Aber — es existirte eine mir unbekannte Ukase von Peter dem Grossen, welche diesen Demetrius ausdrücklich für einen Betrüger erklärte, und diese Ukase war offenbar überzeugender, als die Freudenthränen seiner Mutter. Wie durfte ich es also wagen, meinen Helden unter dem Titel: Zaar von Moscau vor das Publicum zu stellen? — Aus Achtung für den General Bawr gab der Polizeymeister zwar die Aufführung endlich nach; aber er sandte einen Offizier zu mir, mit dem Bedeuten: mein Stück wenigstens dahin abzuändern, daß dieser Demetrius öffentlich vor allem Volke entlarvt, und als ein abgefeimter Betrüger anerkannt werde. Vergebens demonstrirte ich dem Offizier, daß er eben so gut das ganze Trauerspiel in's Feuer wer-

fen könne; er bestand darauf, ich solle nur diesen einzigen kleinen Umstand ändern. Der General legte sich abermals ins Mittel, und man begnügte sich endlich mit einer feyerlich von mir ausgestellten Erklärung: daß ich, für meine Person, der hohen Ukase gemäß, völlig von der Betrügerey des Demetrius überzeugt sey, und daß die Freyheit, welche ich mir in meinem Schauspiele genommen, blos eine licentia poetica gewesen.

So wurde es denn wirklich, troz aller Hindernisse, vor einem zahlreichen Publikum, dessen Neugierde durch jene Verhandlungen noch mehr gespannt worden, mit einem Beyfalle aufgeführt, auf den allein meine Jugend Anspruch machen durfte.

Bald nachher schrieb ich ein Lustspiel: die Nonne und das Kammermädgen, mit dem es mir, jedoch in ganz verschiedner Hinsicht, abermals wunderlich ergieng. Die Aufhebung der Klöster, die gerade damals Joseph den Zweyten beschäftigte, und die von den Engländern im Texel blokirte holländische Flotte, hatten mir den Stoff dazu geliefert. Da diese Begebenheiten des Tages damals grosses Aufsehn erregten, so konnte es nicht fehlen, es mußte gefallen; auch wurde es ungleich besser gespielt, als Demetrius.

Kurz vorher hatte die Kayserin, ich weiß nicht mehr welchem Wiener Schriftsteller ein Geschenk für ein Lustspiel gemacht, welches das Glück hatte, ihren Beyfall zu erhalten. Ich vermuthe daher,

daß der Kaiserliche Gesandte in Petersburg, Graf Cobenzl, auf eine gute Gelegenheit wartete, diese Höflichkeit zu erwiedern; so wenigstens erkläre ich mir den Wunsch, welchen er äußerte, eine Abschrift für das Wiener Theater zu erhalten, denn unmöglich konnte ihn der innere Gehalt desselben zu diesem Wunsche bewegen. Mit Freuden gab ich die einzige Abschrift hin, die mir noch übrig war. Bald nachher gieng der Souffleur, mit derjenigen, welche das Theater besaß, durch; von Wien erfuhr ich auch weiter nichts, vermuthlich aus der sehr triftigen Ursache, weil mein Protector starb, und also dasjenige, was man vielleicht zu thun gesonnen war, nicht mehr die nämliche Publicität erlangt haben würde; kurz! mein Lustspiel gieng verloren. Daran ist freylich wenig gelegen, und ich führe den Umstand auch nur deshalb an, weil das Manuscript einst zufällig einem gewinnsüchtigen Buchhändler in die Hände fallen mögte, der mich unvermuthet durch den Druck desselben überraschen könnte, eine Ehre, gegen welche ich feyerlich protestiren muß.

Einer, zwar nur mit sehr geringer Mühe verbundenen, aber, in Rücksicht des Locale, wahrhaft nützlichen Unternehmung muß ich hier erwähnen. Da nämlich von dem grossen Schwall deutscher Journale nur wenige sich bis nach Petersburg verirrten, und auch diese wenigen nicht gelesen wurden, weil sie, einzeln genommen, wenig

lesbares enthielten, so veranstaltete ich zweckmäßige Auszüge aus allen deutschen Monatsschriften, und gab unter dem Titel Bibliothek der Journale, Monatlich einen starken Heft heraus. Mehrere Bände von dieser Schrift, die nach meiner Abreise von einem andern Unternehmer fortgesetzt wurde, sind erschienen. Sie wurde von dem deutschen Publikum in Petersburg, und zum Theil auch in den Provinzen, günstig aufgenommen, und hinlänglich unterstützt. Außer mehreren ungedruckten Aufsätzen, ließ ich auch Proben aus meinem Roman: Die Leiden der Ortenbergischen Familie, mit dem ich mich damals beschäftigte, in diese Bibliothek einrücken.

Im Jahr 1782 entwarfen einige meiner Freunde, die Einfluß bey Hofe hatten, den Plan, mir einen gewissen Posten zu verschaffen, und meynten, ich würde ihnen ihre Bemühungen sehr erleichtern, wenn ich ein Bändgen Fabeln und Erzählungen für junge Fürsten schriebe, und solches den jungen Großfürsten widmete. Ich hatte zwar nie Beruf oder Neigung für diese Dichtungsart gefühlt, da sie aber ein Vehikel zu meiner künftigen Beförderung werden sollte, so beschloß ich, den Versuch zu wagen. Ich theilte diesen Entschluß meinem Verleger in Petersburg mit, einem guten Manne, der von meinen geringen Talenten enthusiastisch eingenommen war. Er versprach ohne Bedenken diese Fabeln mit typographischem Prunk

drucken zu lassen, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den ersten Bogen in Empfang nahm. Fast täglich überlief er mich, riß mir die noch nassen Blätter weg, ließ sie auf das schönste Velinpapier drucken, und zu jeder Fabel, wenn sie auch nur eine Octavseite einnahm, einen Kupferstich verfertigen. So wurden in der größten Geschwindigkeit die ersten vier Bogen vollendet, die er mir mit einer triumphirenden Miene brachte, und die auch, was äußern Schmuck betraf, einen solchen Triumph wohl rechtfertigten.

Aber wie erschrack ich, als ich meine Fabeln nun wieder durchgieng, und mir selbst gestehen mußte, daß auch nicht eine einzige darunter sey, welche mehr als mittelmäßig genannt zu werden verdiente. Ich sah nun wohl ein, daß ich für diese Gattung von Gedichten nur deßhalb keinen Trieb verspürt hatte, weil mir das Talent dazu mangelte, und ich beschloß daher kurz und gut, dem Verleger alle seine Kosten zu ersetzen, und die vier Bogen in ewige Vergessenheit zu begraben.

O ihr! die ihr mich oft laut und versteckt der Eitelkeit beschuldigt, mit meinen Fabeln in der Hand strafe ich euch Lügen. Ihr Rückkauf kostete mich einige hundert Rubel, aber meine Eigenliebe keinen Seufzer.

Ich komme nunmehr zu meinem Aufenthalt in Reval. Den ersten Sommer verlebte ich größtentheils in den lieblichen Schattengängen des Lust-

schlosses Cathrinenthal, und las mehr als ich schrieb. Im Herbst besuchte ich zum erstenmale die häßliche, Wald- und Morastreiche Gegend von Kiekel, die durch den Zauberstab der Freundschaft, durch die milde Wärme der Herzensgüte, zum Paradiese umgeschaffen wurde. Ihr guten, vortrefflichen Menschen! in eurem Cirkel habe ich gelernt, daß man glücklicher lebt, wenn draußen die Wölfe heulen, und die Bären brummen, als wenn Heuchler und Zungendrescher an die Thüren klopfen. Eure Wälder wurden von Raubthieren bewohnt, aber die Verleumdung war nicht darunter; Kröten und Unken krochen in euren Morästen herum, aber der Neid gesellte sich nicht zu ihnen. Spät blühte die Linde, noch später entfaltete sich die Rose; aber Unschuld und Freude waren perennirende Pflanzen. Karg gab der Boden seine Früchte, aber die Wohlthätigkeit bedarf keines Füllhorns; ein Groschen ist eine reiche Gabe, wenn eine mitleidige Thräne ihn netzt. — Geflügelte Zeit! zerstreue, wenn du willst, meine dürftigen Blätter in alle Winde! nur dieses eine — auf welchem die Namen Friedrich und Sophie Helene Rosen glänzen — nur dieses eine laß unberührt! denn du würdest es rauben von dem Altar der Sittlichkeit und Tugend, auf dem ich es dankbar niederlege.

Die Musen verschmähten nicht, jene Wälder zu verschönern. Die ersten beyden Schauspiele, denen

ich selbst einigen Werth beylege, der Eremit auf Formentera und Adelheid von Wulfingen, wurden auf Kiekel geschrieben. Den Eremiten spielten wir sogar daselbst, und diese Privatvorstellung machte meinen Hang für die Bühne aufs neue rege. Ihm verdankt Reval seit zehn Jahren ein vortreffliches Gesellschaftstheater, welches Künstler und Künstlerinnen von nicht gemeinen Talenten aufweisen kann. Es wurde mit einem Lustspiele, von mir eröfnet: Jeder Narr hat seine Kappe. Als ein ächter Deutscher krankte ich noch immer an der Nachahmungssucht; das Stück glich dem Geizigen von Moliere, wie eine Zuckerpuppe einer Dresdner Biscuitstatüe, und ich habe es daher unter meinen Papieren vergraben.

Ich weiß nicht mehr, durch welchen Zufall ich auf die Idee kam, eine Geschichte Heinrich des Löwen Herzogs von Braunschweig zu schreiben, ein Held, dessen mannigfaltige, zum Theil romantische Schicksale mich sehr interessirten. Auf einer Reise, die ich 1785 durch einen Theil von Deutschland machte, nutzte ich zu diesem Zwecke die Bibliotheken von Wolfenbüttel und Hannover, wühlte mehrere Wochen lang in alten Chroniken, schrieb ab, und ließ abschreiben, so, daß ich wohl behaupten darf, über Heinrich den Löwen die vollständigsten Materialien zu besitzen. Auch hatte ich wirklich schon manches Fragment seiner Geschichte bearbeitet; als aber nachher, beynahe

in jedem Jahre, bald ein historisches Werk, bald ein Halbroman erschien, in welchem Herzog Heinrich als Haupt- oder Nebenperson auftrat, so verlor ich Lust und Muth mein Werk zu vollenden.

Noch einmal schloß ich mich an das Heer der Journalisten, indem ich eine Monatsschrift für Ehst- und Liefland unter dem Titel: Für Geist und Herz, heraus gab. Sie dauerte ein Jahr, fand aber zu wenig Unterstützung. Die von mir gelieferten Aufsätze sammelte ich nachher in meinen kleinen Schriften.

Ein anderes Unternehmen spannte damals meine ganze Aufmerksamkeit. Ich wollte ein Buch schreiben über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm, aller Völker, aller Jahrhunderte. Ich rechne es mir zum Verdienst an, auch nur die Idee eines solchen Werkes gefaßt zu haben, obgleich die Ausführung meine Kräfte überstieg. Dennoch ist das Unternehmen mir in anderer Rücksicht sehr nützlich geworden, denn ich habe meine Kräfte daran geübt, mehrere hundert philosophische und historische Werke zu diesem Behuf gelesen, mehrere Alphabete von Collectaneen gesammelt. Noch heute bereue ich keineswegs den eisernen Fleiß, mit welchem ich über dieser Idee brütete, die unzähligen Stunden, die ich darauf verwandte; nein! das einzige, was mir Reue auspreßt, ist das Bruchstück dieses Werks über den Adel, das ich lange nachher, aber nicht in sei-

ner ursprünglichen Gestalt drucken ließ. Doch davon weiter unten.

Im Herbst 1787 überfiel mich eine Krankheit, die mich mehrere Jahre lang zwischen Tod, und dem was vielleicht schlimmer ist als Tod, zwischen düsterer Melancholie schwebend erhielt. Auf der höchsten Staffel dieser Krankheit schrieb ich Menschenhaß und Reue, und gleich nachher die Indianer in England; beyde Stücke waren das Werk eines Zeitraums von acht bis neun Wochen. Nie, weder vor- noch nachher, ist mir wieder eine solche Fülle von Gedanken und Bildern zugeströmt, und ich glaube, daß es unleugbar Gattungen von Kranheiten giebt, (worunter wohl besonders diejenigen gehören, welche die Reizbarkeit der Nerven vermehren) die die Geisteskräfte höher als gewöhnlich spannen; so wie, der Sage nach, die kranke Muschel eine Perle ansetzt.

Im Jahr 1789 schrieb ich die Sonnenjungfrau, das Kind der Liebe, und Bruder Moritz der Sonderling. Die Sammlung meiner kleinen Schriften setzte ich fort, und ein freundschaftlicher Scherz gab Anlaß zu dem kleinen Roman: die gefährliche Wette, der, wenn gleich manche Heuchlerachsel darüber gezuckt, und manches Heuchlerauge verdreht wird, doch unter den Geburten einer muntern Laune keine der Schlechtesten ist.

Ueber Menschenhaß und Reue wurde damals

viel Albernes geschwatzt und geschrieben. Unter andern warf man mir einen Mangel an poetischer Gerechtigkeit vor, indem ich die Verbrecherin, durch unbedingte Verzeihung, wieder in den Genuß jeder Lebensfreude gesetzt habe. Ob jene Verzeihung wohl wirklich die strafenden Folgen ihrer That ganz aufgehoben? ob ein Weib wie Eulalia, mit einem so regen Gewissen, je wieder glücklich seyn könne? an diese Fragen dachte niemand, ausgenommen Herr Ziegler, der aber die Sache ganz schief nahm, und durch die unerlaubte Freyheit, Eulaliens Verführer von den Todten zu erwecken, den Gesichtspunct völlig verrückte. Ich schrieb daher die edle Lüge, in welcher — obgleich abermals ein gefallenes Mädgen darinn vorkommt, an dem die unreine Einbildungskraft der Recensenten hängen bleibt — gewiß die reinste Moral herrscht, die jemals von der Kanzel oder von der Bühne herab gepredigt worden. *)

*) Da eine interessante Anecdote überall an ihrem rechten Platze steht, so erlaube man mir, hier eine solche einzuschalten, die mir von einem glaubwürdigen Manne mitgetheilt worden, deren Wahrheit ich aber doch nicht verbürgen mag. In der Zeit, als auch in Wien Menschenhaß und Reue häufig gespielt wurde, fand man eines Morgens, in dem sogenannten Controlörgange, in welchem Kayser Joseph II. seine Audienzen zu ertheilen pflegte; folgenden Anschlag: „Allhier wird täglich aufgeführt: Men-

Nach einem Aufenthalt in Pyrmont im Jahr 1790, tauchte ich meine Feder in fremde Galle, und schrieb einige, nur zu berüchtigte Bogen, über welche ich mich in einem fliegenden Blatte hinlänglich erklärt habe. Meine dort geäußerten Gedanken sind und bleiben dieselben, die reinste Wahrheit jedes dort gesprochene Wort. Der brave Zimmermann ist nun todt. Man soll nicht sagen: de mortuis nil nisi bene; sondern: de mortuis nil nisi vere. Ich habe weder Gutes noch Böses mehr von ihm zu hoffen; man muß mir glauben, wenn ich aus der Fülle meines Herzens wiederhole: er war ein vortrefflicher Mann! — vielleicht führte seine Excentricität ihn zuweilen irre, aber selbst seine Schwachheiten waren nicht gemein. Ich könnte eine Anecdote von ihm erzählen, die den Leser in Erstaunen setzen, und ihn zwingen würde, sich vor seinem Aschenkruge nieder zu stürzen. Ich würde es thun, wenn die darinn verflochtenen Personen, die mich allein verstehen, nicht noch lebten. Genug! mein Enthusiasmus für ihn war kein Verbrechen; aber eine fremde Hand vergiftete die edle Quelle, ich schöpfte und — leerte den Becher selbst! — ja mir — mir allein hat jene gehässige Begebenheit geschadet, und es ist mir tröstlich, das Solamen miserum nicht auf mich anwenden zu können.

„schenhaß ohne Reue!“ — Mich deucht, das sey die bitterste, und wohl auch die unverdienteste Critik, die jemals über einen Regenten gemacht worden.

Während ich mir selbst diese Geisel meines Lebens bereitete, war auch der Arm des Schicksals schon über mich aufgehoben. Der Kummer über den Tod meines guten Weibes trieb mich in die weite Welt. Ich floh nach Paris, und, ohne einen Wink unseres Gesandten, würde ich mich ein halbes Jahr lang in die Wellen dieser Hauptstadt begraben haben. Ich vertauschte das von Krämpfen erschütterte Paris mit dem damals so ruhigen und freundlichen Maynz. Hier brachte ich das Tagebuch jener Reise, und meines kummervollen Lebens, in Ordnung; es erschien unter dem Titel: die Flucht nach Paris. Ueber dieses Buch ist denn auch, wie gewöhnlich, viel dumm- böses und bösdummes geschnattert worden; besonders hat man sich in der Behauptung gefallen: es sey der erkünstelte Ausbruch eines erlogenen Gefühls. Ich habe über den Grund dieses geist- und herzlosen Tadels nachgedacht, und ihn da gefunden, wo so vieler moralischer Unrath verborgen liegt: in der Eitelkeitsgrube des Menschen. Verstand und Gefühl sind Dinge, von denen ein jeder gerade so viel besitzt, als zu seiner Zufriedenheit hinreicht. Daß ein dritter ihm an Verstande überlegen sey, das räumt der Mensch wohl zuweilen ein, weil es eine nicht wohl abzuleugnende Sache ist; aber er tröstet sich mit dem Gedanken, daß er wenigstens die nämliche Perfectibilität besitze, und daß jener nur, entweder durch eine kostbare Erziehung, oder durch

glückliche Situationen, ihm den Vorsprung abgewonnen; er fühlt sich daher geneigter, diese Gaben des Zufalls zu verzeihen. Das Gefühl hingegen, dieses Geschenk der Natur, kann er, ohne sich selbst zu demüthigen, keinem dritten in einem höheren Grade zugestehn. Wenn ihm also eine Erscheinung aufstößt, die er mit seinem bisgen Gefühl nicht umspannen kann, so nennt er sie ohne Umstände Erdichtung, und rettet seine Eigenliebe durch ein Achselzucken. Alles das hätte ich früher bedenken, und mein überströmendes Gefühl in meine Brust einkerkern sollen.

Eine andere Gattung von Menschen leugnet die Wahrheit solcher Empfindungen aus Bosheit; sie fühlt, daß die tiefe Trauer eines Gatten ihm Mitleid und Liebe erwirbt, Schätze, welche die Mißgunst einem verhaßten Feinde so gern rauben mögte. Daher die scheelsüchtigen Recensionen dieses Buches, das, man mag sagen was man wolle, eines der Wenigen ist, die allein das Herz dictirt hat. Diesen Stempel trägt es an der Stirn, und ich fodere unsere ersten Dichter heraus, etwas Aehnliches zu schreiben, wenn sie nicht in einer ähnlichen Lage sind. Versetzt sie aber das Schicksal wirklich in eine solche Lage, nun, so brauchen sie auch nie Dichter gewesen zu seyn, um ihre Empfindung in kunstlose Worte zu kleiden.

Der Recensent in der Litteraturzeitung oder allgem. deutschen Bibliothek, (ich schreibe aus dem

Gedächtnisse) macht sich bey dieser Gelegenheit einer hämischen Verdrehung schuldig. Ich hatte als auffallend erzählt, daß der Schneider, der mir das Maas zum Kleide nahm, den Hut auf dem Kopfe behielt, und ich halte das auch noch jetzt, selbst in Freystaaten, für eine Flegeley, wenn der Schneider nicht etwa ein Quäcker ist. Der Recensent hingegen findet dergleichen Flegeleyen gar nicht anstößig, sondern giebt zu verstehen: ich, der Herr Präsident, habe mich nur über den Mangel an Ehrerbietung geärgert, den sich ein Schneider gegen meine Präsidentschaft zu Schulden kommen lassen. Man thue mir den Gefallen, jene Stelle nachzulesen, und wenn man auch nur den entferntesten Grund findet, zu glauben, daß ich sie aus dieser kindischen Ursache niedergeschrieben, so will ich verdammt seyn, Nicolais Reisen von einem Ende bis zum andern durchzulesen. Auch hat gewißlich selbst der Recensent mich keinesweges mißverstanden; nun urtheile man, wie es in einem solchen Herzen aussehn mag.

Ueberhaupt ist das Amt, welches ich seit zehn Jahren zu verwalten die Ehre gehabt habe, den Recensenten öfter ein Stein des Anstoßes, an denen sie sich reiben wie gewisse Thiere, ob man gleich denken sollte, es gehöre gar nicht zur Sache. Ich hatte einst, ich weiß nicht mehr wo, aus Bescheidenheit und Wahrheitsliebe bekannt: „ich sey kein „Gelehrter." Kein Gelehrter? ruft der Recensent

censent aus: und doch Präsident! — ey! ey! was die Herren einem nicht alles zum Verbrechen anrechnen. Hätte ich behauptet, ich sey ein Gelehrter; flugs würde der Recensent geschrieen haben: seht den eitlen Menschen! er glaubt ein Gelehrter zu seyn, weil er Präsident ist.

Voll von dem ungezügelten Knabenmuthwillen der Pariser, von dessen Ausbrüchen ich Augenzeuge gewesen war, schrieb ich in Maynz den weiblichen Jacobiner Klubb, ein Scherz, nicht ohne Salz, über den Freund Huber, weil er ein anderes politisches Glaubensbekenntniß hat, als ich, so grimmig herfällt. Indessen ist mir jede Art des Despotismus doch eben so gehäßig als ihm, und ich bewieß es gleich nachher, indem ich das philosophische Gemälde Ludwigs des XIVten bearbeitete. Mein Verleger in Strasburg schickte mir das Werk in Manuscript zu, und die Correspondenz, die ich mit ihm darüber führte, wurde erbrochen, ehe sie in meine Hände kam. Ich beschwerte mich deshalb bey unserm Minister in Frankfurt, er nahm sich meiner an, allein man behauptete zu Maynz, die Briefe kämen bereits erbrochen an, und ich habe nie erfahren können, wer mir eigentlich die Ehre anthat, mich für einen Spion oder verkappten Jacobiner zu halten. Es scheint überhaupt mein Schicksal zu seyn, daß, indessen Herr Huber et Consorten mich für einen Verfechter des Despotismus ausschreyen, die Des-

poten hinwiederum mich, als einen gefährlichen Democraten, ihrer mißtrauischsten Aufmerksamkeit würdigen. Ich könnte seltsame Beyspiele davon anführen, wenn man alles dürfte, was man kann.

Während meines Aufenthalts in Maynz war ich gezwungen, einen Proceß zu führen, von dessen Erfolg dem Publikum Nachricht zu ertheilen, ich mich irgendwo anheischig gemacht habe, und der, weil er gegen einen Nachdrucker geführt wurde, jeden Schriftsteller, und jeden ehrlichen Mann interessiren muß. Dieser Ehrenmann, dessen Namen und Aufenthalt ich aus Schonung nicht weiter erwähnen mag, trat, als ich ihn zu belangen drohte, in der Frankfurter Zeitung sehr keck und unverschämt gegen mich auf, kroch aber bald zu Kreuze, als er sah, daß es Ernst wurde, schrieb mir einen demüthigen Brief, suchte mein Mitleid für seine zahlreiche Familie zu erregen, und — ich verzieh ihm und ließ die Sache ruhen.

In Maynz schrieb ich ferner den Papagoy, Sultan Wampum und den Spiegelritter. Sultan Wampum ist unter allen meinen Stücken das Einzige, welches dem Publikum mißfallen hat. Es ist freylich nur ein sehr mittelmässiges Product, ich rechnete dabey auf eine gute Music, da ich gewohnt war, die jämmerlichsten Producte eines Schikaneder, eines Vulpius u. s. w., durch die Allmosen der Tonkunst bereichert, gut aufgenommen zu sehn. Es ist denn doch wenig-

stens Verbinduug in meinem Stücke; es sind doch nicht lauter Reime, sondern mit unter auch Verse darinn. — Die Litteraturzeitung, ihrem Geiste des Widerspruchs getreu, macht sich darüber lustig, daß ich den Sultan Wampum ein Scherzspiel genannt, und meynt, es sey das ernsthafteste Drama von der Welt. Hätte ich Drama auf den Titel gesetzt, so würde sie behauptet haben, es sey eine Posse.

Der Spiegelritter ist von noch geringerm Werthe; der Plan soll, wie ich erst vor kurzem erfahren, aus einem Roman des Herrn Vulpius genommen seyn. Ich schwöre, daß mir noch bis diese Stunde jenes Product nicht zu Gesicht gekommen, weil ich überhaupt von Herrn Vulpius nie etwas lese; sondern es verhält sich mit diesem Plane ganz einfach folgendergestalt: Herr Walther, ein geschmackvoller Tonkünstler, wünschte eine Oper von mir zu componiren, ein Wunsch, der mir zur Ehre gereichte. Ich war verlegen um ein Süjet, da trat zufälligerweise Herr Christ herein, damals Schauspieler in Maynz, und erzählte mir dieses Feenmährgen, das er vermuthlich kurz vorher gelesen hatte. Da ich weiß, wie wenig Ansprüche man an den Text einer Oper macht, so hielt ich es gut genug für meinen Zweck, und in vierzehn Tagen war der Spiegelritter fertig. Herzlich gern trete ich Herrn Vulpius, der sein Recht auf den Stoff in den Rheinischen Mu-

sen reclamirt, diesen Stoff und obendrein die ganze Oper ab.

Ich erwähnte im Eingang dieser Schrift, daß ich nur einmal in meinem Leben andern Leuten zu gefallen ein Buch geschrieben: es war das Werk vom Adel. Ich könnte vieles darüber sagen, aber ich darf nicht. Wenn man wüßte — und man wird es vielleicht einst erfahren — in welchen zweydeutigen Ruf einer gewissen Gattung, meine vor- und nachher beharrlich geäußerten, aber mißgedeuteten Gesinnungen, mich gesetzt hatten; wenn man wüßte, wie selbst meine vertraulichste Privatcorrespondenz mir gefährlich wurde; wenn man wüßte, welche Aufmunterungen und von wem ich sie erhielt; warlich! man würde dieses Product aus einem andern Gesichtspuncte beurtheilen; man würde nicht blos den Schriftsteller, sondern auch den Bürger und Vater dabey im Auge behalten. Indessen gestehe ich gern, daß ich mir eine übelverstandene Gefälligkeit zu Schulden kommen lassen, und der Kritik manche Blöße gegeben habe. Nur auf die Strafe war ich nicht vorbereitet, daß ein Mann, den ich für meinen Freund hielt, und dessen Freundschaft ich verdient, wenigstens erworben zu haben glaubte, mich bitter deßhalb angriff. Man erräth, daß ich von dem Buche über Humanität spreche. Hätte man mir die Liste aller jetzt lebenden Schriftsteller vorgelegt, um mich den Verfas-

ser dieses Buches errathen zu lassen, auf den wahren Verfasser würde ich zuletzt gefallen seyn. Das ist eine von den vielen Täuschungen meines Lebens, die — mein Herz kann das nicht verleugnen — mir einen herben Augenblick gemacht haben. Was sind alle Dolche der Litteraturzeitung gegen die Mißhandlung von einem Freunde erduldet, der uns unsanft aus einem schönen Traume weckt.

Fast eben so unerwartet war es mir, als Herr Huber, durch die Herausgabe seiner kleinen Schriften, die Maske des Recensenten abnahm. Er, in dessen Gesellschaft ich so manche frohe Stunde genossen; er, dessen Talent ich bewunderte und dessen Umgang ich liebte, er, der mir persönliche Zuneigung zu wiedmen schien; er, der, trotz der Geringschätzung, die er für meine Schriften affectirt, meiner Sonnenjungfrau einst die Ehre anthat, sie durch eine vortreffliche Scene zu bereichern, von welcher ich wünschte, daß er sie drucken ließe; er, mit einem Worte, von dem ich mit der freundschaftlichsten Umarmung schied; er bohrt mir einen Dolch in den Rücken! — Ich will gern glauben, daß das Recensiren mit einem vorher gepflogenen freundschaftlichen Umgange nichts gemein hat, aber ich muß doch bekennen, daß es mir unmöglich wäre, einen Menschen in den Augen der Welt herabzusetzen, dem ich unter vier Augen Beweise meines Wohlwollens gegeben. —

Guter Gott! wenn der Beyfall des Publikums einem schönen Mädchen gleicht, um dessen Besitz selbst Brüder sich entzweyen könnten — o! so entsage ich ihm mit Freuden!*)

Es ist hier der Ort, eine Stelle im dritten Bande von Forsters Ansichten zu berichtigen. Man läßt ihn daselbst, bey Gelegenheit der englischen Bühne, sagen: „die Stücke eines Kotzebue „würden auf dem englischen Theater gefallen, „wenn man ihnen ein Körngen Salz ein„trichtern könnte.“ — Ich hätte wohl Lust, dem Herausgeber dieses dritten Bandes eine Wette anzubieten, ob er im Stande sey, mir diese Stelle, von Forsters eigner Hand geschrieben, vorzuzeigen? — er wird es mir nicht verargen, wenn ich keiner andern Versicherung traue, und zwar aus Hochachtung für seinen verstorbenen Freund, der mir sein Urtheil über meine Stücke, mit der liebenswürdigen Bescheidenheit, die ihm eigen war, mehr als einmal selbst gesagt hat. Er fand manches daran auszusetzen, aber das Körngen Salz vermißte er nicht. Wenn ich also die Wahl habe, ob ich jene Stelle für un-

*) In der zweyten Abtheilung dieses Werks, werde ich die Recensionen des Herrn Huber, und zugleich seine eigenen dramatischen Producte, näher beleuchten; denn es scheint mir fast, als ob der Ingrimm, der in jenen herrscht, mit dem eben nicht glänzenden Schicksale dieser zusammen hienge.

tergeschoben, oder den braven Forster für einen Zweyzüngler halten will? so wähle ich natürlich das Erstere.

Alles was ich seitdem geschrieben, ist vom Publikum mit Beyfall aufgenommen, und von den Recensenten, wie sichs gebührt, ohne Beyfall angezeigt worden. Ich nenne hier blos die Titel: Graf Benjowsky, Rollas Tod, die jüngsten Kinder meiner Laune, Armuth und Edelsinn, der Mann von vierzig Jahren, die Negersklaven, der Wildfang, der Graf von Burgund, die Verleumder, falsche Schaam, la Peyrouse.

Viele meiner Schauspiele haben das Glück gehabt, in's Französische, Holländische, Dänische, Polnische, Russische, und sogar in's Italiänische übersetzt zu werden; ein neuer Dorn in den Augen der Recensenten. Noch vor wenig Tagen schreibt man mir aus Moscau:

„Ihr Schauspiel, das Kind der Liebe, „wird hier eben so oft, und mit größerem Beyfall „aufgeführt, als mariage de Figaro in Paris. „Es ist gut in's Russische übersetzt.“

Ist es nicht zu bewundern, daß zu gleicher Zeit, und in so vielen Ländern, das Publikum überall so abgeschmackt urtheilt? und Dinge schön findet, über welche die Litteraturzeitung das Verdammungsurtheil unwiderruflich ausgesprochen? — Doch halt! die Untersuchung eines solchen Phä-

nomens gehört in den zweyten Abschnitt dieses Werks.

Mit mir selbst bin ich fertig, und der Himmel gebe, daß keiner meiner Leser bey meinen litterarischen Abentheuern gegähnt haben möge. Den Vorwurf, daß ich unbedeutende Kleinigkeiten geschrieben, und, wie man Marivaux Schuld giebt, mich beschäftigt habe, à péser des riens dans des balances de toile d'araignée, kann ich freilich nicht ganz entkräften: aber außerdem, daß es mir für den Beobachter immer nicht uninteressant scheint, zu sehen, wie und wodurch ein Mensch das wurde was er ist, es sey nun wenig oder viel; weiß ja auch jeder Leser, der dieses Buch kauft, schon im Voraus, was er zu erwarten hat; es sind Kinder meiner Laune, und wenn ich also den Titel nicht Lügen strafen will, so darf ich mich nach keiner fremden Laune richten.

Die folgende Abhandlung muß ich bitten, als die abgedrungene Vertheidigung eines Beklagten anzusehn; denn die Recensenten haben mich so oft vor ihrem und meinem Richter, dem Publikum, verklagt, daß es warlich eine Geringschätzung dieses Richterstuhls scheinen würde, wenn ich es nie der Mühe werth hielte, mich zu verantworten. In dieser Rücksicht darf ich gewißlich auf Verzeihung Anspruch machen. Doch werde ich mich bemühen, den trockenen Gegenstand, so viel ich kann, mit

Blumen zu bestreuen, und nie vergessen, was Beaumarchais so richtig sagt: faut-il, parce qu'on a raison, donner des Vapeurs à son lecteur? & faire sécher d'ennui les magistrats? leur état n'est que trop pénible!

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Die Wittwe und das Reitpferd.

Eine dramatische Kleinigkeit, welche ihren Ursprung einer Anecdote verdankt, die im 9ten Bande der Annalen des Herrn von Archenholz, S. 425. enthalten ist.

Personen:

Squire Thomas Fullarton, ein Landedelmann.
Angelique, seine Gattin.
Graf Valcour, ein französischer Emigrant.
Ronsard, sein Bedienter.
Mäster Warbifax, ein Rechtsgelehrter.
Ein Stallknecht.

Der Schauplatz ist im Saal in Fullartons Landhause.

Erste Scene.

Angelique. (sitzt auf dem Sofa, und beschäftigt sich mit einem sogenannten Eremiten= oder Grillenspiel.)

Das Spiel hat viele Aehnlichkeit von der Liebe, es gefällt nur so lange es neu ist. Die Hand setzt jeden Stift mechanisch an seinen rechten Platz, und der Mund lallt die süssen Namen, „mein „Engel, mein Kind,“ weil die Zunge sich einmal daran gewöhnt hat.

Zweyte Scene.

Squire Thomas Fullarton und Angelique.

Fullart. (mit bewölkter Stirne) Gehorsamer Diener, Madam.

Angel. Ihre Dienerin, mein Herr.

Fullart. Schon wieder das Grillenspiel auf dem Schoose?

Angel. Schon wieder Grillen im Kopfe?

Fullart. Die Post ist gekommen.

Angel. Auch die Zeitungen?

Fullart. Nicht die besten.

Angel. Siegen die verdammten Republikaner noch immer?

Fullarrt. Ich rede von Zeitungen, die uns selbst betreffen.

Angel. Zählt man uns auch noch unter die Lebendigen.

Fullart. Seltsame Nachrichten —

Angel. Aus Holland?

Fullart. Aus London.

Angel. Was kümmert mich London?

Fullart. Sie lieben die Monarchie, Madam?

Angel. Allerdings.

Fullart. Und sind doch ein Rebell in ihrem eigenen Hause.

Angel. Wenn das wahr wäre, so würde es

höchstens beweisen, daß mein Herr Gemahl kein Monarch ist.

Fullart. Desto schlimmer.

Angel. Desto besser! In der Ehe ist die englische Verfassung die vorzüglichste: die Frau das Parlament, und der Mann die executive Gewalt.

Fullart. Dann sollte das Parlament die Finanzen besser verwalten.

Angel. Was wollen Sie damit sagen?

Fullart. Sie kennen das Testament meines Vaters?

Angel. O ja. (sie gähnt)

Fullart. Er hinterließ mir 80000 Pfund.

Angel. Daran that er sehr wohl.

Fullart. Doch unter der ausdrücklichen Bedingung: nie eine Wittwe zu heyrathen, und nie ein Reitpferd zu halten.

Angel. Abgeschmackte Grille!

Fullart. Wer weiß. Er kannte den Nationalunfug und meinen Hang zum Wettrennen. Schöne Reit-Pferde haben schon manchen reichen Lord zum Fußgänger gemacht.

Angel. Aber die Wittwen, mein Herr? verleiten die auch zu Wettrennen?

Fullart. Nun, was die Wittwen betrifft, da mogte er wohl selbst traurige Erfahrungen gesammelt haben.

Angel. (spöttisch) Keine Schmeicheley für Ihre Frau Mutter.

Fullart. Lassen wir die Todten ruhen. Kurz, mein Vater setzte unwiderruflich fest, daß, im Fall ich eine dieser Bedingungen übertreten würde, die ganze Erbschaft meinem Vetter zufallen solle.

Angel. Sie haben mir das schon hundertmal erzählt.

Fullart. Ihr Gedächtniß ist so kurz, daß ich mir die Freyheit nehmen muß, es Ihnen noch hundertmal zu wiederholen.

Angel. (ungeduldig) Wissen Sie auch, wie das langweiligste Geschöpf auf Erden heißt?

Fullart. Nun?

Angel. Es heißt Engländer.

Fullart. So? — da Sie in der Zoologie so gut bewandert sind, so werden Sie auch wohl das leichtsinnigste und undankbarste Geschöpf kennen? es heißt Französin.

Angel. (steht auf) Machen Sie Ihrem Spleen Luft, mein Herr; ich gehe.

Fullart. Sie sollen bleiben, Madam, und einen Blick hinter sich werfen auf den unseligen Tag, als ich Sie in Flandern in einer elenden Bauerhütte fand, dem drückendsten Mangel Preiß gegeben, weil Sie nichts gerettet hatten, als den leeren Titel einer Gräfin.

Angel. Was schrieb Franz der Erste nach der Schlacht bey Pavia an seine Mutter? „Wir haben Alles verloren, nur die Ehre nicht.“

Fullart. Ihre traurige Lage machte einen stärkern Eindruck auf mich als ihre Schönheit —

Angel. Also bin ich doch wirklich schön?

Fullart. Leider! die Männer bleiben, in Rücksicht der Weiber, immer Fremdlinge auf einer wüsten Insel, die von jeder lieblich winkenden Frucht naschen, und hinter drein schmerzlich dafür büßen.

Angel. Das war einmal ein ächtes Ehestands-kompliment. Wirklich, mein Herr, Sie sollten sich ein Patent über diese Kunst auswirken.

Fullart. Ich scherze nicht, wenn ich jener Zeiten gedenke. Mein Mitleid verwandelte sich nach und nach in Liebe —

Angel. Ein Triumph meiner Reize.

Fullart. Ich bot Ihnen meine Hand an —

Angel. Die Noth zwang mich sie anzunehmen.

Fullart. Die Noth? vortrefflich! — Nun wohl, auch dieß Bekenntniß soll zu Ihrer Beschämung dienen. — Sie waren Wittwe; Ihr Gemahl war auf dem Felde der Ehre den Tod fürs Vaterland gestorben, wie Sie es zu nennen beliebten. Ich machte Sie mit dem sonderbaren Testamente meines Vaters bekannt; Sie sahen, was ich aus Liebe zu Ihnen wagte; ich zeigte Ihnen die Nothwendigkeit, dieß Geheimniß in ewige Vergessenheit zu begraben —

Angel. Nun ja! ja! ich habe es auch schon längst vergessen.

Fullart. Nein Madam, das haben Sie nicht. Bey jedem Löffel Suppe muß ich den seligen Mann mit verschlucken, und sogar in Gesellschaften sind Ihnen Winke entschlüpft.

Angel. Wer kann jedes Wort wiegen?

Fullart. Wenn ein Wort 80000 Pfund kostet, so ist es wohl der Mühe werth es zu wiegen.

Angel. Genug mein Herr, Sie ermüden meine Geduld.

Fullart. Nehmen Sie die Meinige zu Hilfe, denn ich bin noch lange nicht fertig. Heute also, Madam, erhielt ich einen drohenden Brief aus London. Mein Vetter, dem nach der Erbschaft lüstert, hält hier seine Spione; diese ehrlichen Leute haben sich die Mühe genommen, Ihre ungewogenen Worte nachzuwiegen, und kurz! wenn es meinem Vetter gelingen sollte, Beweise Ihrer Wittwenschaft aufzutreiben, so habe ich die Ehre an Ihrer schönen Hand betteln zu gehn.

Angel. Lieber betteln, als länger in dieser Einöde gähnen.

Fullart. Das können Sie freylich besser beurtheilen als ich, weil Sie beydes versucht haben.

Angel. Wie undelicat.

Fullart. Auch mit einer Tasse kann man endlich einen Brunnen ausschöpfen.

Angel. Warum liessen Sie mich nicht in Flandern?

Fullart. Weil ich ein Thor war. Wollte

der Himmel, ich hätte die Wittwen eben so sorgsam geflohen als die Reitpferde.

Angel. Ha! ha! ha! mögten Sie denn lieber durch ein Reitpferd an den Bettelstab kommen, als durch eine schöne Wittwe?

Fullart. Beynahe. Denn die Liebe ist das gefährlichste Wettrennen, weil die Ruhe auf dem Spiele steht.

Angel. Ein Stück Roßbeef verdauen, das nennen die Engländer Ruhe. Ihr Vater war ein kurzsichtiger Patron, ist das meine Schuld? — Nach Ostindien hätte er Sie schicken sollen, wo die Wittwen sich auf den Scheiterhaufen ihrer Männer verbrennen; dort wären ihre 80000 Pfund in Sicherheit gewesen; und bey den heiligen Kühen der Braminen hätten Sie auch die Reitpferde vergessen, ha! ha! ha! (sie geht ab)

Dritte Scene.

Fullarton allein.

Hiob! Cato! Socrates! und wie ihr geplagten Ehemänner alle heißt: lehrt mich die schwere Kunst, eigene Thorheit mit Geduld zu tragen. — Wohl dem Menschen, der sein Unglück auf fremde Rechnung setzen darf! wehe dem Armen, der nur sich selbst anklagen muß.

Vierte Scene.

Ronsard und Fullarton.

Ronſ. (mit dem Kopfe zwiſchen der Thür) Pſt!

Fullart. Was giebts? nur näher.

Ronſ. (kommt herein) Guter Freund, iſt er vielleicht der Kammerdiener des gnädigen Herrn?

Fullart. Mehr noch der gnädigen Frau.

Ronſ. Nun gleichviel. Melde er mich geſchwind.

Fullart. Sein Name?

Ronſ. Monſieur Pierre Ronſard, cidevant Concierge au Chateau de Bellevue en Champagne, actuellement prémier Valet de Chambre, & Conſeiller privé du Comte mon maitre, Volontaire dans les troupes du Saint Empire romain.

Fullart. Alſo wohl gar ein Emigrant?

Ronſ. Wir ſind auf Reiſen.

Fullart. Freywillig?

Ronſ. Die Ehre iſt unſer Tyrann, wir folgten ihrem Winke.

Fullart. Wohlan, mein Freund, er iſt gemeldet; was ſteht zu ſeinen Dienſten?

Ronſ. Wie? — habe ich den Tempel der Gaſt-

freyheit betreten, ohne dem schmucklosen Oberpriester die gebührende Ehrfurcht —

Fullart. Ohne Umschweife, ich bin Thomas Fullarton, der Herr vom Hause.

Rons. War ich blind, daß mir der adeliche Stempel auf dieser Stirn entgieng?

Fullart. Genug, mein Freund, ich merke seine Absicht. Schmeicheleyen sind trübes Wasser, und im Trüben ist gut fischen. Er sucht vermuthlich einen Zehrpfenning, und will ihn gegen Zungenmünze vertauschen. Aber ich bin ein Britte und achte diese Münze nicht. (er greift in die Tasche und bietet Ronsard ein Stück Geld)

Rons. Bewahre mich der Himmel vor Allmosen! ich habe die Ehre in Diensten eines Grafen zu stehn, der in kurzem Marechal de France seyn wird.

Fullart. (lächelnd) In partibus infidelium.

Rons. Wir sind im Wirthshause abgetreten.

Fullart. Mit einem grossen Gefolge?

Rons. Kammerdiener, Koch, Kellermeister, Tafeldecker, Kutscher, Stallknecht, Jäger —

Fullart. Dann bedaure ich den Herrn Grafen; so viele Menschen kann der kleine Gasthof schwerlich herbergen.

Rons. Sie erlauben, da ist Platz genug.. Der

Herr Graf kennt meine Talente, und geruhte daher, in meiner Person, alle diese Aemter einem einzigen Individuo zu übertragen.

Fullart. Bravo! nun versteh ich. Kann ich seinem Herrn in etwas dienen?

Rons. Sr. Excellenz befinden sich eben in einer kleinen Verlegenheit, und da Sie hörten, daß ein wackerer Edelmann dieses Schloß bewohne, so trugen Sie mir als Dero Kammerdiener auf —

Fullart. Zur Sache.

Rons. In der Qualität eines Jägers schoß ich diesen Vormittag ein Rebhuhn —

Fullart. Wohl gar in meinem Gehege?

Rons. Ew. Gnaden werden verzeihen, und sich dagegen auf unsern Gütern in Champagne, so viel Ihnen beliebt, mit der Jagd belustigen.

Fullart. (lächelnd) Nun weiter.

Rons. Bey unserer Ankunft steckte ich, als Koch, das Rebhuhn an den Spieß. Bald nachher fand sich mit der Londner Kutsche auch ein Rechtsgelehrter ein, der sehr hungrig zu seyn schien.

Fullart. Das ist hier zu Lande Sitte unter den Rechtsgelehrten.

Rons. Mein Herr ist ein galanthomme, und befahl mir, als seinem Tafeldecker, noch ein

Couvert zu legen. Das Rebhuhn wurde verzehrt, und nach der Tafel eine Partie Piquet vorgeschlagen. Der Herr Graf verlohren eine Kleinigkeit von drey Guineen, und verpfändeten dagegen ihr Ehrenwort —

Fullart. Ein kostbares Pfand.

Rons. Und doch war der Fremde so unverschämt zu behaupten, es sey keine sichere Hypothek.

Fullart. Es fehlt also kurz und gut seinem Herrn an Gelde?

Rons. Bewahre der Himmel! er hat einige tausend Pfund bey sich.

Fullart. Und kann nicht drey Guineen bezahlen.

Rons. Weil zum Unglück sein Taschenbuch voller Wechsel, aber sein Beutel ohne Münze ist. Ein verdammter Straßenräuber nahm uns gestern mit vieler Höflichkeit 500 Guineen ab, die ich, als Cassirer des Herrn Grafen, in einer Katze um den Leib geschnallt hatte.

Fullart. Mit zwey Worten also: sein Herr braucht drey Guineen. Hier sind sie.

Rons. Ich bin entzückt von dieser Großmuth, und in Verzweiflung, daß ich keinen Gebrauch davon machen darf.

Fullart. Nun zum Henker! was will er denn eigentlich?

Ronſ. Das point d'honneur verbietet uns, etwas einer Wohlthat ähnliches anzunehmen. Wir beſitzen aber noch einen ſchönen Reitklepper, den wir zu verkaufen wünſchen. Als Kutſcher und Stallknecht habe ich die Ehre, Ihnen denſelben für drey Guineen anzubieten.

Fullart. Ein Reitpferd?

Ronſ. Ich ſprach nur von einem Klepper. Er ſteht bereits unten im Hofe.

Fullart. Guter Freund, den kann ich nicht brauchen.

Ronſ. Warum nicht? es iſt ein vermögendes Thier. Wir hatten uns vorgenommen, ihm nach und nach das Futter ganz abzugewöhnen, und er iſt bereits auf gutem Wege.

Fullart. Will denn ſein Herr zu Fuße weiter gehn?

Ronſ. Er liebt die Fußreiſen. Man verliert ſich im Anblick einer ſchönen Gegend, man verweilt, man iſt zu Fuße ungebundener.

Fullart. Aber die Fußgänger werden in England nicht ſehr geachtet.

Ronſ. Wenn man ſeinen Werth fühlt, ſo bekümmert man ſich wenig um das Urtheil des Pöbels.

Fullart. Mein Freund, das Geld steht ihm zu Diensten, aber das Thier nehme er nur wieder mit.

Ronſ. Ohne Handel kein Geld. Ich bitte gnädiger Herr! ich darf keinen Schilling annehmen, wenn Sie unsern lahmen Reisegefährten verschmähen.

Fullart. Aber ich darf keinen Reitklepper — ich brauche keinen.

Ronſ. Desto besser! denn in den ersten vier Wochen mögte er so schwerlich zu gebrauchen seyn. Sollen wir ihn noch länger füttern, so wird er endlich die Wechsel aus dem Taschenbuche fressen müssen. Ersparen Sie meinem Herrn die Beschämung. So bald wir wieder im Besitz unserer Güter sind, wollen wir Ihnen ein paar Körbe voll des köstlichsten non mousseux schicken.

Fullart. Nun es mag drum seyn. Hier, mein Freund, sind drey Guineen. Ich bin dem Herrn Grafen für sein Zutrauen verbunden, und wenn er gern Rebhühner speißt, so lasse ich ihn bitten, heute Abend mit mir vorlieb zu nehmen.

Ronſ. Es leben die Engländer! sie verstehen die Kunst, einem homme de qualité, einem pauvre honteux, mit Anstand aus der Noth zu helfen. Ich eile, dem Herrn Grafen das Geld und Ihre Einla-

dung zu überbringen; und wenn Sie diesen Abend zu einem Pröbgen französischer Kochkunst Belieben tragen, so befehlen Sie nur über Pierre Ronsard, premier Cuisinier du Comte Son Maitre & Volontaire dans les troupes du Saint Empire Romain.

(er geht ab.)

Fünfte Scene.

Fullarton allein.

Die armen Teufel dauern mich. Zwar hatten sie nie ein Vaterland, aber sie bildeten sichs doch ein, wie der Wahnsinnige an der Kette König oder Kayser zu seyn wähnt. — Ich sollte wohl eigentlich der Letzte seyn, der Mitleid für Emigranten fühlt, denn ach! eine Emigrantin verbittert mir das Leben. — Heute hoffe ich sie einmal bey guter Laune zu sehn, da ich ihr einen Landsmann zu Gaste gebeten habe.

Sechste Scene.

Ein Stallknecht. Fullarton.

Stallkn. Squire!

Fullart. Was giebts?

Stallkn. Der Squire hat einen schlechten Handel gemacht.

Fullart. Wie so?

Stallkn. Das Thier ist lahm.

Fullart. Immerhin.

Stallkn. Blind auf einem Auge.

Fullart. Hat nichts zu bedeuten.

Stallkn. Haut und Knochen.

Fullart. Führe es in den Stall und füttre es gut.

Stallkn. Es ist nicht fünf Schilling werth.

Fullart. Geh und thu' was ich dir sage.

Stallkn. Meinetwegen.

(er geht ab.)

Siebente Scene.

Fullarton allein.

Bravo, Herr Graf! um sich den Dank zu ersparen, belästigen Sie ihren Wohlthäter mit einer unnützen Creatur. — Pfuy! es ist eine häßliche Seite am Menschen, daß er so ungern danken mag. Dank ist doch nur ein Geständniß, daß man Hilfe suchte und fand. Warum schämt man sich denn gefunden zu haben, was man sich nicht zu suchen schämte?

Achte Scene.

Mäster Warbifax. Fullarton.

M. Warb. Friede und Segen über dieses Haus!

Fullart. Das wolle der Himmel und mein Weib! wem verdank' ich diesen frommen Wunsch?

M. Warb. Dem Rechtsgelehrten Mäster Warbifax.

Fullart. Ein Rechtsgelehrter und Friede? das klingt seltsam.

M. Warb. Ich hoffe alles in der Güte beyzulegen.

Fullart. Also kommen Sie doch um etwas beyzulegen?

M. Warb. Allerdings.

Fullart. Darf ich fragen woher? und von wem?

M. Warb. Aus London von Ihrem Vetter.

Fullart. Wirklich? und was begehrt mein theurer Herr Vetter?

M. Warb. Eine Kleinigkeit von 80000 Pfund Sterling.

Fullart. So? ich wünsche ihm alles Gutes

und folglich auch diese Kleinigkeit. Vermuthlich denkt er einen Schatz zu heben?

M. Warb. Eine Erbschaft.

Fullart. Ey! gratulire! und wie heißt der Ehrenmann, der ihm eine so ansehnliche Summe hinterlassen?

M. Warb. Weyland Squire William Fullarton.

Fullart. So hieß ja mein Vater?

M. Warb. Der Nämliche.

Fullart. Sie scherzen.

M. Warb. Ich habe in meinem Leben noch nicht gescherzt.

Fullart. Ein zweyter Cato.

M. Warb. Ich verbitte mir dergleichen Injurien; ich bin ein guter Christ.

Fullart. Und Ihr christliches Begehren?

M. Warb. Ich stehe hier, ein Diener der Gerechtigkeit —

Fullart. Die gute Frau ist zuweilen schlecht bedient.

M. Warb. Und frage Sie deutlich und vernehmlich: sind Sie gesonnen, Ihrem Vetter die Erbschaft gutwillig abzutreten?

Fullart. Ganz und gar nicht.

M. Warb. Sie erinnern sich doch der ausdrücklichen Bedingung Ihres Herrn Vaters?

Fullart. Vollkommen.

M. Warb. Sie sollten keine Wittwe heyrathen —

Fullart. So ist es.

M. Warb. Und kein Reitpferd halten —

Fullart. Ganz recht.

M. Warb. Sie haben beyde Puncte übertreten.

Fullart. Wie so?

M. Warb. Ihre Frau Gemahlin ist eine Wittwe.

Fullart. Noch nicht.

M. Warb. Aber sie war es.

Fullart. Beweise.

M. Warb. Eignes Bekenntniß.

Fullart. Wessen?

M. Warb. Der Mistreß Fullarton.

Fullart. Sie hat gescherzt.

M. Warb. Gleichviel, wir werden uns die Erbschaft in allem Ernst ausbitten.

Fullart. Wenn die Gesetze ihrer Meynung sind.

M. Warb. Wir haben Zeugen, die zu schwören wissen.

Fullart. Wie viele?

M. Warb. Sechs.

Fullart. Gut, ich stelle deren zwölfe, die das Gegentheil beschwören.

M. Warb. (hämisch) Wir lassen gewisse Bauern aus Flandern kommen.

Fullart. (erschrocken) Aus Flandern?

M. Warb. Sie sind schon unterweges.

Fullart. (bey Seite) Verdammt!

M. Warb. Sie sehen, wir sind gut unterrichtet.

Fullart. Vermuthlich war der Teufel Ihr Spion, und der ist ein Lügner von Anbeginn.

M. Warb. So hat der Teufel uns auch wohl vorgelogen, daß Sie heute ein Reitpferd gekauft haben.

Fullart. Ich? ein Reitpferd?

M. Warb. Von dem Franzosen unten im Wirthshause.

Füllart. Es ist blind und lahm.

M. Warb. Gleichviel, es ist ein Reitpferd.

Fullart. Als mein Vater diese wunderliche Bedingung machte, da wollte er der Möglichkeit vorbeugen, die Erbschaft bey den Pferderennen in Newmarket zu verschleudern.

M. Warb. So scheint es.

Fullart. Da Sie nun wohl einsehn, welche elende Figur ich mit einem blinden und lahmen Klepper bey Pferderennen spielen würde; so folgt ganz natürlich, daß ich meines Vaters Gebot nicht übertreten, sondern den Geist seines letzten Willens pünktlich erfüllt habe.

M. Warb. Was kümmert mich der Geist, ich halte mich an die Worte.

Fullart. Aber wenn mein Vater aus Elysium zurückkehrte, würde er seine Worte anders auslegen?

M. Warb. Die Todten kommen nicht zurück, um Testamente auszulegen, dafür hat man lebendige Rechtsgelehrte.

Fullart. Aber ich habe nie auf dem Pferde gesessen, und werde auch nie darauf sitzen, folglich ist es auch nicht mein Reitpferd.

M. Warb. Falsch! im Testamente steht nichts vom darauf sitzen, sondern nur vom halten.

Das Pferd ist in ihrem Stalle, Sie haben drey Guineen dafür bezahlt, folglich halten Sie es; folglich haben Sie die Bedingung nicht erfüllt; folglich ist Ihr Vetter Erbe.

Fullart. Vortreflich! wenn mein guter Vater wüßte, daß ich, um einem armen Teufel aus der Noth zu helfen —

M. Warb. Ihr Herr Vater weiß das nicht, und braucht es auch nicht zu wissen. Die Worte sind klar. Es lebe die buchstäbliche Auslegung der Gesetze!

Fullart. Ich wollte, daß der Ex = Marechal de France beym Teufel wäre!

M. Warb. In Gottes Namen!

Neunte Scene.

Graf Valcour. Ronsard. Die Vorigen.

Valc. (mit einer Verbeugung) Mein Herr —

Fullart. (verdrüßlich) Gehorsamer Diener.

Valc. Empfangen Sie meinen herzlichen Dank —

Fullart. Wofür?

Valc. Sie haben mich großmüthig in den Stand gesetzt, eine Ehrenschuld abzutragen.

Fullart. Das thut mir sehr leid.

Valc. Wer so edel aus der Noth half, der kann es unmöglich bereuen.

Fullart. Doch mein Herr! denn dieser Liebesdienst kostet mich mein ganzes Vermögen.

Valc. Wie so?

Fullart. Eine Grille meines Vaters legte mir auf, nie ein Reitpferd zu halten, oder seine Erbschaft meinem Vetter abzutreten.

Valc. Nun?

Fullart. Nun, hier steht Mäster Warbifax, ein großer Rechtsgelehrter.

Valc. Und großer Piquetspieler.

Fullart. Er kommt, die Ansprüche meines Vetters geltend zu machen.

Valc. Mit welchem Rechte?

Fullart. Weil ich Ihr Reitpferd gekauft habe.

Valc. Mein Reitpferd?

Fullart. Ja doch, ja!

Valc. Hier ist ein Irrthum.

M. Warb. Keineswegs.

Valc. (zu Fullarton) Haben Sie das Thier gesehn?

Fullart. Nein, und ich will es auch nicht sehn. Bekommt mein Vetter die Erbschaft, so mag er auch die Bestie behalten.

Valc. Ronsard, ich will nicht hoffen, daß du dem Squire ein Reitpferd verkauft hast.

Rons. Bewahre der Himmel!

Fullart. Wie mein Freund? —

Rons. Ich habe mich wohl gehütet, das Thier anders als mit dem Namen Klepper zu bezeichnen.

M. Ward. Reitpferd, Reitklepper, ist das nicht einerley?

Rons. Keinesweges, sintemal es nur ein Maulthier ist.

M. Ward. Ein Maulthier?

Valc. Ja mein Herr, ein Maulthier.

Fullart. Ich lebe wieder auf.

Rons. Es trug in der letzten Campagne meines Herrn Bagage, und wurde um seiner treuen Dienste willen zum Reitklepper avancirt.

M. Warb. (spöttisch) Der Herr Graf sind also auf einem Maulthiere geritten?

Valc. Warum nicht? ich bleibe immer Graf, und wenn ich auch auf einer Katze reite, so wie gewisse Leute immer Esel bleiben würden, und wenn sie auch auf dem Bucephalus säßen.

Fullart. Nun Mäster Warbisax, es lebe die buchstäbliche Auslegung der Gesetze! Da mein Vater nur von einem Pferde gesprochen, so werden Sie einsehn —

M. Warb. Ja, ja, ich sehe ein, daß ich nichts verliere, wenn ich auch dieß Argument fahren lasse. Die Wittwe werden die Herrn mir doch nicht weg demonstriren?

Valc. Die Wittwe? Was will er damit sagen?

Fullart. Noch eine Grille meines Vaters. Er lebte mit einer Wittwe in unzufriedener Ehe, und verbot mir daher eben so strenge, eine Wittwe zu heyrathen, als ein Reitpferd zu halten.

Valc. Und dieses Verbot — ?

Fullart. Der allwissende Herr hier giebt vor, es sey übertreten worden.

M. Warb. Und kann es beweisen.

Fullart. Nicht so leicht als Sie denken. Ich habe in Flandern eine junge französische Emigrantin geheyrathet, die es doch wohl selbst am besten wissen muß, ob sie Jungfrau oder Wittwe war.

M. Warb. Eben ihr eignes Bekenntniß —

Fullart. Das wollen wir bald hören. (er öffnet eine Seitenthür) Angelique! kommen Sie doch ein wenig heraus.

Valc. (etwas betroffen bey Seite) Angelique?

Zehnte Scene

Angelique. Die Vorigen.

Angel. Gott sey Dank! hier ist Besuch, wie ich sehe. (sie erblickt Valcour, schreyt laut auf, schlägt beyde Hände vor das Gesicht, und läuft davon)

Fullart. Nun was soll das heißen?

M. Warb. Das böse Gewissen, hä! hä! hä!

Fullart. Unbegreiflich!

Valc. War das Ihre Frau Gemahlin?

Fullart. Leider ja!

Valc. Ich wünsche Ihnen Glück, mein Herr, Ihr Prozeß ist gewonnen.

M. Warb. Wie so?

Valc. Die Dame war keine Wittwe.

M. Warb. Woher können Sie wissen —

Valc. Das kann niemand besser wissen als ich, denn ich hatte die Ehre, ihr Mann zu seyn.

Fullart. und Warb. (zugleich) Ihr Mann?

Ronf. (mit einem Seufzer) Ja, ihr Mann!

Fullart. Sie sind Graf Valcour?

Valc. So heiße ich.

Fullart. Und blieben nicht in der Schlacht bey Neerwinden?

Valc. Ich wurde schwer blessirt. Halb Zufall und halb mein eigener Wille sind Schuld, daß meine Frau mich todt glaubte.

Fullart. (umarmt ihn feurig) Gott sey Dank, daß Sie leben! — aber es thut mir leid, Herr Graf —

Valc. Mir ganz und gar nicht.

Fullart. Sie sind der rechtmäßige Besitzer —

Valc. Ich mache keine Ansprüche.

Fullart. Ich trete Ihnen Ihre Frau herzlich gern wieder ab.

Valc. Sehr verbunden.

Fullart. Ich gebe Ihnen das Maulthier oben drein.

Valc. Sie sind beyde in guten Händen.

Fullart. Mein Gewissen verbindet mich, Ihnen dieses Anerbieten zu machen.

Valc. Und meine Ruhe verbindet mich, es abzulehnen.

Rons. Es ist doch eine köstliche Sache um die feine Lebensart!

M. Warb. Meine Herren, Sie machen mich ganz confuß. Wer weiß, was sie unter einander verabredet haben. Aber ich verlange Beweise.

Fullart. Eignes Bekenntniß, Mäster Warbifax.

M. Warb. Die persona quaestionis hat noch kein Wort dazu gesagt.

Fullart. Sprach ihr Schrecken nicht laut genug?

M. Warb. Die Gesetze verordnen nichts vom Schrecken.

Fullart. Nun, so wollen wir die persona quaestionis selbst hören. (er tritt an die Seitenthür)

Angelique! Ihre beyden Männer wünschen Sie zu sprechen.

Eilfte Scene.

Angelique. Die Vorigen.

Angel. (unmäßig lachend) Ha! ha! ha! ha! ha!

Fullart. Sie lachen?

Angel. Aber sagen Sie mir um des Himmelswillen, worüber soll ich denn weinen? manche arme Dirne grämt sich, daß sie keinen Mann bekömmt, und mich hat Gott mit zweyen gesegnet. Ha! ha! ha! ha! ha!

Fullart. Ich finde das eben nicht sehr komisch.

Angel. (zu Valcour) Willkommen, Herr Graf!

Valc. Gehorsamer Diener, Madam.

Angel. (auf Fullarton zeigend) Ich habe die Ehre, Ihnen meinen Mann zu präsentiren.

Valc. Ich wünsche Ihnen Glück zu einem so braven Manne.

Angel. (zu Fullarton, auf Valcour deutend und laut lachend) Squire Fullarton, ich habe die Ehre Ihnen meinen Mann zu präsentiren.

Fullart. Ich weiß kein Wort in meiner Sprache für Ihre étourderie.

Angel. Monsieur Ronsard, kennst du mich noch?

Rons. (sich die Backen reibend) O ich habe Ew. Gnaden schon von ferne an der Hand erkannt.

Angel. (zu Valcour) Sie leben also wirklich?

Valc. Um Ihren Verlust zu beweinen.

Angel. Sehr galant. (sie verbeugt sich) Aber wie ist mir denn? mich dünkt, Sie wurden bey Neerwinden erschossen?

Valc. Beynahe.

Angel. Und du, Ronsard, wurdest als Spion gehangen?

Rons. Beynahe.

Angel. Ha! ha! ha! Sie nicht erschossen, du nicht gehangen; wißt ihr auch, daß mich das in Verlegenheit setzt?

Fullart. Wie so?

Angel. Wer von ihnen beyden ist denn nun eigentlich mein Mann?

Valc. Der Squire ist so gütig, mir seine Rechte abtreten zu wollen.

Fullart. Aber der Herr Graf ist so bescheiden, den Seinigen zu entsagen.

Valc. Es sey ferne von mir, ein glückliches Paar zu trennen.

Fullart. Ich werde mich als Philosoph darin zu finden wissen.

Valc. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, die Ruhe einer glücklichen Familie zu stören.

Fullart. Fürchten Sie nichts. Die Ruhe war meine alte Geliebte, welche der jungen Gattin hat weichen müssen.

Angel. Sehr schmeichelhaft, meine Herren. (zu Fullarton) An Ihnen, Herr Gemahl, bin ich den Mangel der feinen Lebensart schon gewohnt; denn der Steinkohlendampf hat Ihren Geist umnebelt. (zu Valcour) Aber Sie, Herr Gemahl, an den Ufern der Marne groß gezogen —

Valc. Sich selbst für andre vergessen, ist die Quintessenz der feinen Lebensart.

Angel. (zu Fullarton) Ich soll also bey Ihnen bleiben?

Fullart. Die Lieblingstugend eines Britten

ist Gerechtigkeit. Aeltere Ansprüche vernichten die Meinigen.

Angel. (zu Valcour) Wohl, so zieh' ich mit Ihnen.

Valc. Sie treiben die Gastfreyheit zu weit, mein Herr.

Fullart. Und Sie die Bescheidenheit.

Valc. Was Angelique hier verließe, würde sie bey mir nicht wieder finden.

Fullart. Und was sie in Ihnen verlor, kann ich ihr nicht ersetzen.

Valc. Eine beschwerliche Reise —

Fullart. Das Reisen ist ihre Liebhaberey.

Valc. Der Mangel mein Gefährte —

Fullart. Mangel ist weniger drückend als Langeweile, nicht wahr Madam?

Angel. Ein edler Wettstreit. Ich bin begierig zu sehn, wie die Herren sich vergleichen werden.

Valc. Ist es Ihnen denn ganz gleichgiltig, wem von uns beyden Sie zu Theil werden?

Angel. So ziemlich, ihr taugt beyde nicht viel.

Vale. Wohlan! weil Sie mir die Wahrheit von der Seele pressen, so muß ich kurz und deutlich erklären: daß ich lieber mein Haupt unter die Guillotine legen, als zum zweytenmal meinen Nacken unter dieß blumenreiche Joch beugen will.

Fullart. Und ich, mein Herr — eine Aufrichtigkeit ist der andern werth — ich will mich lieber nach botany bay schicken lassen, als länger mit ihr unter einem Dache hausen.

Angel. Allerliebst! die Herren sind vermuthlich eine Wette eingegangen, wer einer Dame die meisten Impertinenzien zu sagen versteht.

Fullart. Nun Mäster Warbifax, Sie schweigen?

M. Warb. Ich schweige.

Fullart. Wie steht es um die Erbschaft?

M. Warb. Schlecht.

Fullart. Wissen Sie was, bringen Sie meinem Vetter, statt der Erbschaft, eine Frau.

M. Warb. Zu einem solchen Actus in praejudicium tertii bin ich nicht bevollmächtigt.

Angel. Wißt ihr auch, daß meine Geduld nicht so unerschöpflich ist, als das Oelkrüglein der Wittwe zu Sarepta? — Ich verlache euch beyde

von ganzem Herzen, und wenn ein Rechtsgelehrter hier wäre —

Fullart. Nun geschwind, was würden Sie thun? Hier steht Mäster Warbifax, ein berühmter Londner Advocat.

Angel. Wirklich? wohlan mein Herr, welche Belohnung darf ich Ihnen bieten, wenn Sie mich von diesen Ungeheuern befreyen, und machen, daß ich von beyden geschieden werde?

M. Warb. Eine Frau, die zwey Männer hat, ist nach unsern Gesetzen des Todes schuldig.

Angel. (lachend) Warum nicht gar!

Fullart. Das sey ferne! ich wünschte Sie auf eine lustigere Art los zu werden, und ich dächte, es ließe sich wohl noch ein Ausweg finden.

M. Warb. Das Gesetz ist klar.

Fullart. Es spricht aber nur von zwey Männern. Wenn nun eine Frau auf den Einfall käme, ihrer drey zu heyrathen?

M. Warb. Dann wäre sie gerettet.

Rons. (bey Seite) Ach! nun wird die Reyhe an mich kommen.

Fullart. Es lebe die buchstäbliche Auslegung

der Gesetze! Måster Warbifax, Sie sind noch ein Junggesell?

M. Warb. In allen Ehren.

Fullart. Wohlan, wir treten Ihnen unsere Frau ab.

M. Warb. Sehr verbunden.

Fullart. Wie viel versprach Ihnen mein Vetter, wenn Sie mir die Erbschaft wegnähmen?

M. Warb. Tausend Pfund.

Fullart. Nehmen Sie mir die Frau, und ich gebe Ihnen Zehntausend.

M. Warb. Zehntausend?

Valc. Jetzt fühle ich zum erstenmale das Drückende meiner Armuth. Wie gern mögte ich mit Ihnen wetteyfern, edler Mann! wäre doch wenigstens das Maulthier noch in meiner Gewalt.

M. Warb. Wenn dem Squire das Anerbieten Ernst war —

Fullart. Mein völliger Ernst.

Angel. Ohne mich zu fragen?

Fullart. Sie bekommen einen rüstigen Mann, Sie werden in der Residenz leben —

Angel. Und Sie Herr Graf?

Valc. Ich kann nichts thun als Ihnen Glück wünschen.

Angel. Ganz wohl, meine Herren, ha! ha! ha! ich wollte in diesem Augenblicke lieber den Teufel heyrathen, als länger Ihre Sclavin bleiben. (zu Warbifar) Also — wie heißen Sie?

M. Warb. Mäster Jonas Warbifar.

Angel. Jonas — ein häßlicher Name — doch Sie sind ja auch häßlich. (sie reicht ihm die Hand) Wenn es Ihnen gefällig ist —

M. Warb. Ja, es ist mir gefällig.

Fullart. Gott Lob!

M. Warb. Vorausgesetzt, daß alles in der gehörigen Form Rechtens —

Fullart. Sie mögen selbst das Instrument darüber aufsetzen.

M. Warb. Noch in dieser Stunde.

Angel. Und wann reisen wir?

M. Warb. Noch diesen Abend.

Angel. Herrlich! Vortrefiich! in ein Paar Minuten bin ich reisefertig. (mit einer tiefen höhni=

schen Verbeugung) Meine Herren, ich bin Ihre Dienerin. Bald wird es mir vorkommen, wie ein schöner Traum, daß ich einst das Glück hatte, Ihnen anzugehören. Indessen werde ich immer den lebhaftesten Antheil an Ihren Schicksalen nehmen, und mich herzlich freuen, wenn ich höre — daß Sie sich beyde zu Tode gegähnt haben. Ha! ha! ha! (sie hüpft fort)

Valc. Bravo! sie findet sich mit Anstand in ihr Schicksal.

M. Warb. Sehr kuriös! aber nichts destoweniger sehr ersprießlich!

Fullart. Eine sonderbare Begebenheit.

Rons. Es giebt Stoff zu einer rührenden Ballade.

Fullart. Man könnte ein Lustspiel daraus machen.

Valc. Aber ohne Moral.

Fullart. Warum? die Moral ist: Mensch! du erkaufst deine Ruhe nie zu theuer. Um ein böses Weib los zu werden, gieb, wenn es seyn muß, dein halbes Vermögen.

Valc. Und dein letztes Reitpferd obendrein.

Innhalt.

Die Flucht. Seite 7

Mein litterarischer Lebenslauf. 86

Die Wittwe und das Reitpferd. Eine dramatische Kleinigkeit, welche ihren Ursprung einer Anecdote verdankt, die im 9ten Bande der Annalen des Herrn von Archenholz, S. 425. enthalten ist. 170

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Die jüngsten Kinder meiner Laune

Bd.: 5

Leipzig (1797)

P.o.germ. 2105 v-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11047622-0
VD18 90364201